

BULLETIN DER DEUTSCHEN SLAVISTIK 2015: Beiheft

10101010101010101010101010101010101010
1010SLAVISTIK-INTERNATIONAL01010
10101010101010101010101010101010101010
101010101KULTURWISSENSCHAFT01010
10101010101010101010101010101010101010
1010DIGITAL101010HUMANITIES01010
10101010101010101010101010101010101010
10POSITIONEN10&10PERSPEKTIVEN010
10101010101010101010101010101010101010
10SLAVISTIK10&10NACHWUCHS101010
10101010101010101010101010101010101010
101010SLAVISTIK&GESELLSCHAFT1010
10101010101010101010101010101010101010

Jahrgang 21, 2015

 **BiblionMedia**

Leipzig 2016

Herausgegeben von
Sebastian Kempgen und Ludger Udolph

sowie dem Redaktionskollegium

Hermann Fegert, Norbert Franz,
Gerhard Giesemann, Ulrike Jekutsch
und Ulrich Steltner

im Auftrage der Verbandsvorsitzenden

Monika Wingender

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind abrufbar im Internet über
<http://dnb.ddb.de/>

Online steht das Bulletin der deutschen Slavistik als Volltextversion sowohl über die
Webseite des Slavistenverbandes (www.slavistenverband.de) wie über den Katalog der
Bayerischen Staatsbibliothek München (www.bsb-muenchen.de) zur Verfügung.

BSB Bayerische
Staatsbibliothek

ISSN 0949-3050 (gedruckt), 1618-6575 (Internet)
ISBN 978-3-86688-603-2; ISBN (eBook): 978-3-86688-604-9

© 2016 Biblion Media GmbH
Geschäftshaus „Grauer Wolf“
Hainstr. 11
04109 Leipzig

Telefon +49 341 26 82 08 87

In Kooperation mit Kubon & Sagner GmbH
München – Berlin – Leipzig – Washington/D.C.

Umschlaggestaltung: Christopher Triplett, Marburg

Druck und Bindung:
Difo-Druck GmbH, Bamberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Bulletin der deutschen Slavistik 2015: Beiheft

Zum Geleit

- Monika Wingender: Slavistik heute – Auszüge aus dem Grußwort anlässlich der Eröffnung des 12. Deutschen Slavistentages an der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1.–3. Oktober 2015 5

Standortbestimmungen der Slavistik

- Sebastian Kempgen: Zur Einführung 9
- Barbara Sonnenhauser: „Die Slavistik muß es selbst in die Hand nehmen“ – Zwischen Tradition und Zukunft: Perspektiven (in) der Slavistik 11
- Gerd Hentschel: Slavistik im nationalen und internationalen Kontext – Bestandsaufnahme, Retrospektiven und (mit dem Textfortschritt ansteigend) Perspektiven 17
- Annette Werberger: Slavistik im Kontext von Kulturwissenschaften und transregionalen Studien 25
- Sandra Birzer: Perspektiven der Slavistik – Nachwuchs und Karriere... 29
- Roland Meyer: Digital Humanities – Zukunftschance oder flüchtiger Hype? 33
- Sebastian Kempgen: Slavistik als „Kleines Fach“ und die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik 41

Positionen und Perspektiven

- Sandra Birzer: Überlegungen zu einem Mentoring-Netzwerk für Slavisten 47
- Norbert Franz: Perspektiven der Slavistik 53
- Sebastian Kempgen: Professuren und Denominationen in der deutschen Slavistik 59

Wort in die Zeit

- 50 Jahre Deutsche Slavistentage 65

Die Titelgraphik wurde von Sebastian Kempgen gestaltet.

Zum Geleit

Slavistik heute – Auszüge aus dem Grußwort anlässlich der Eröffnung des 12. Deutschen Slavistentages an der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1.–3. Oktober 2015

Von Monika Wingender (Gießen)

Die alle 3-4 Jahre stattfindenden *Deutschen Slavistentage* nutzt der *Deutsche Slavistenverband* auch als Forum der Reflexion und Diskussion zur Lage der Slavistik¹. Der *Deutsche Slavistenverband* hat seit seiner Gründung im Jahr 1962 vor allem in den letzten Jahren mehrere grundlegende Veränderungen beschlossen (vgl. auch das Geleitwort im BdS 21, 2015). Gegründet wurde der Verband als *Verband der Hochschullehrer für Slavistik an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin (West)*. Nach der Wiedervereinigung, deren 25-jähriges Jubiläum letztes Jahr gefeiert wurde, wurde er zum *Verband der Hochschullehrer für Slavistik*; Voraussetzung für eine Mitgliedschaft war die Habilitation. Unter meinem Vorgänger Sebastian Kempgen wurde der Verband 2007 in *Deutscher Slavistenverband* umbenannt. Um die deutsche Hochschulslavistik besser vertreten zu können, hat sich der Verband mit diesem Jahr der Umbenennung folgerichtig auch für Promovierte geöffnet. In Folge der Entwicklungen der deutschen Wissenschaftslandschaft in den letzten Jahren und vor

allem angesichts der Entwicklungen in der Nachwuchsförderung hat der *Deutsche Slavistenverband* im Jahr 2014 einen weiteren Schritt der Öffnung vollzogen und die Mitgliedschaft für Promovierende geöffnet. Insgesamt hat die Mitgliederzahl in den letzten Jahren einen deutlichen Aufschwung erfahren und liegt jetzt bei knapp 300. Mit 240 Vortragsanmeldungen umfasste der 12. *Deutsche Slavistentag* in Gießen also einen Großteil der aktiven Mitglieder des *Deutschen Slavistenverbandes*.

Angesichts der Vielzahl von Themen, welche in der Slavistik heute diskutiert werden (s. die Beiträge in diesem Sonderheft des BdS), ist es der Textsorte „Grußwort zum 12. Deutschen Slavistentag“ geschuldet, dass ich hier in aller Kürze nur drei Punkte herausgreifen kann.

1. Diskussion um kleine Fächer

Zur Kartierung und Förderung der kleinen Fächer wurde eigens eine Arbeitsstelle eingerichtet, die zuerst in Potsdam angesiedelt war, dann in Mainz weitergeführt wurde und wird. Auf der Homepage dieser „Arbeitsstelle Kleine Fächer“ ist ein Link zu „Die Kleinen Fächer in Presse und Hochschulmedien“ eingerichtet (<https://www.kleinefaecher.de/2013/06/19/presse/>), der eine erstaunliche Präsenz der kleinen Fächer in den

1 Zum Hintergrund der diesjährigen Podiumsdiskussion zu den Perspektiven der Slavistik beim 12. *Deutschen Slavistentag* vgl. die Einführungsbeiträge von S. Kempgen und B. Sonnenhauser in diesem Heft.

großen Tageszeitungen und z.T. auch in Rundfunk-Medien belegt. Für Öffentlichkeitsarbeit ist hier ganz offensichtlich gesorgt, wenn man dies mit der Präsenz geisteswissenschaftlicher Fächer in weit verbreiteten Medien insgesamt vergleicht. Warum aber stehen kleine Fächer dann trotzdem immer wieder zur Diskussion und müssen als Streichmasse erhalten, wenn es in Universitäten um Budgetkürzungen geht? Ich komme darauf unten in meinem zweiten Punkt zur Situation der Slavistik in Deutschland zurück. Ist die Slavistik überhaupt ein kleines Fach? Allein diese Diskussion würde hier schon zuviel Platz einnehmen.² Deswegen ein anderer Aspekt dazu: Mehrfach sind die kleinen Fächer Gegenstand landespolitischer Entscheidungen gewesen. So im Jahr 2006, als im Land Hessen die kleineren geisteswissenschaftlichen Fächer an jeweils einer Universität im Land zentralisiert wurden: neben dem *Centrum für Nah- und Mittelost-Studien (CNMS)* in Marburg und dem *Interdisziplinären Zentrum für Ostasienstudien (IZO)* in Frankfurt/M. wurde im Zuge dieser Reform an der Justus-Liebig-Universität Gießen das *Gießener Zentrum östliches Europa (GiZo)* gegründet, das die gesamte hessische universitäre Slavistik und Osteuropäische Geschichte umfasst. Und aktuell sind Meldungen aus Baden-Württemberg, wo eine neue „Landesinitiative ‚Kleine Fächer‘ Baden-Württemberg“ begründet wurde.³

Im Kontext von Presseanfragen werden VertreterInnen osteuropabezogener Fächer häufig gefragt, ob sich aktuelle Ereignisse wie die Ukraine-Russland-Krise in den Immatrikulationszahlen für Fächer wie Slavistik oder Osteuropäische Geschichte niederschlagen. Abgesehen davon, dass dies bedeuten würde, dass Studierende bei ihrer Fächerwahl allein auf tagespolitische Ereignisse reagieren, zeigt dies doch, dass die Slavistik ein Fach zu sein scheint, das Konjunkturen unterliegt. Dies ist in der Tat so. So wie ich haben viele der heute in Deutschland amtierenden Slavistik-ProfessorInnen in den Gorbatschow-Jahren studiert, als es einen wahren Boom bei den Studierendenzahlen in der Slavistik gab und Anfängersprachkurse in Russisch überfüllt waren. Das Stichwort Konjunktur leitet zu meinem zweiten Punkt über.

2. Aktuelle Situation der Slavistik in Deutschland

Nach dem Kalten Krieg und v.a. nach der politischen Wende im östlichen Europa 1989–91 erlitt die Slavistik starke Kürzungen: Vielerorts wurde es offenbar so gesehen, dass die Bedeutung dieses Faches während des ersten Ost-West-Konflikts größer war als *danach*. Um die Situation danach weiter stabil zu halten, hätte man aber durchaus die osteuropabezogenen Fächer weiter stärken müssen, was aber nicht geschehen ist. Nach der Wiedervereinigung gab es einen starken Umbau der Slavistik-Institute vor allem in Ostdeutschland, aber auch starke Kürzungen an den westdeutschen Universitäten. Zwar war der Kalte Krieg vorbei, aber es sprachen doch genügend neue gesellschaftliche und politische

2 S. auch den Beitrag von S. Kempgen im vorliegenden Heft (S. 41–46).

3 Siehe die Pressemitteilung unter: <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/service/presse/pressemitteilung/pid/3-millionen-euro-zur-staerkung-kleiner-faecher-an-universitaeten/>.

Aufgaben für eine Stärkung der osteuropabezogenen Fächer: So z.B. europäische Integrationsaufgaben bzw. das Zusammenwachsen West- und Osteuropas, das letztlich in mehreren Runden der EU-Osterweiterung mündete. Diese Entwicklungen haben sich aber nicht in einem entsprechenden Ausbau, noch nicht einmal in einem entsprechenden Erhalt der Slavistik niedergeschlagen (zur Standortbestimmung der Slavistik vgl. auch „Konzept Slavistik 2000“, BdS 1999, und „Konzept Slavistik 2004“, BdS 2004). An vielen Universitätsstandorten wurden in den Jahren der Runden der EU-Osterweiterung interdisziplinäre Europastudien (unter verschiedenen Namen) eingerichtet, gerade auch im Zuge der Bologna-Reform. Um so unverständlicher ist es, dass ausgerechnet an solchen Standorten in den letzten Jahren diejenige Disziplin, die sich mit dem östlichen Teil Europas beschäftigt, zum Opfer von Streichungen wurde. So geschehen in Bonn, das als traditionsreicher Standort der Slavistik von der dortigen Universität abgeschafft wurde. Betroffen war zunächst auch der Nachbarstandort Köln, der aber mittlerweile zumindest in reduziertem Umfang weitergeführt wird. Umbaumaßnahmen in Magdeburg und Halle sind ebenfalls eine große Sorge der Slavistik. Ganz zu schweigen von den Entwicklungen im letzten Jahr in Greifswald, wo selbst die Konjunktur dem Fach nicht helfen konnte. Während angesichts des neuen, aktuellen Ost-West-Konflikts in Folge der Ukraine-Russland-Krise die Öffentlichkeit nach mehr Osteuropakompetenz und vor allem auch mehr Ukraine-Kompetenz ruft, drohte in Greifswald letztes Jahr der einzigartige Ukrainistik-Schwerpunkt inneruniversitärem Sparen zum Opfer zu fal-

len (in Folge breiter Proteste und Unterstützungsmaßnahmen scheint dies abgewendet zu sein). Schlimmstenfalls rettet die kleinen Fächer also noch nicht einmal die tagespolitische Konjunktur. Wiederum leitet das Stichwort Konjunktur zu meinem dritten und letzten Punkt über.

3. Präsenz slavistischer Forschung und Lehre in der Presse

Warum wird angesichts der aktuellen Krisen, darunter der neue Ost-West-Konflikt infolge der Ukraine-Russland-Krise, von den Medien nicht mehr Expertenwissen von den bestehenden universitären Standorten abgefragt? Meine Betrachtungen dazu sollen keine Einbahnstraße sein, wie diese zugespitzte Frage vermuten lässt, sondern eine in beiden Richtungen befahrene Straße.

Die eine Richtung: Die Slavistik hat eine Bringschuld und sollte noch intensiver an ihrer öffentlichen bzw. medialen Präsenz arbeiten, um so ihr Deutungswissen um historische und aktuelle Entwicklungen, Krisen und Konflikte im östlichen Europa stärker in mediale Diskurse zu tragen und an der Entwicklung von Modellen der Forschungsvermittlung, des Forschungstransfers mitzuwirken. Heute kann bei Forschungsinstitutionen kein interdisziplinärer Verbundforschungsantrag mehr gestellt werden, ohne Transfermaßnahmen in die Öffentlichkeit darin auszuweisen. Somit ist heute jede/r Slavist/in – im Unterschied zu vorhergehenden WissenschaftlerInnengenerationen – in hohem Maße für die Vermittlung von Forschungsergebnissen in die Gesellschaft sensibilisiert. Diese Vermittlung ist manchmal aber allein schon ein Problem der Sprache: Komplexe wissenschaftliche For-

sungen lassen sich oftmals nicht, medienwirksam verschlagwortet, in einem Satz präsentieren. Wer von uns hat dies nicht schon erlebt, wenn Fragen zur Ukraine-Russland-Krise gestellt werden, die sich keinesfalls vereinfachend kurz, sondern nur unter angemessener Berücksichtigung verschiedener historischer, politischer, ethnischer, sprachlicher u.a. Faktoren beantworten lassen.

Die andere Richtung: Massenmedien, die einer der Vermittler zwischen der Wissenschaft und der Gesellschaft sein können, haben auch eine Holschuld und sollten stärker als bisher den breit vorhandenen universitären Sachverstand in Bezug auf das östliche Europa abfragen – heute sollte dies angesichts der Internetpräsenz der slavistischen Institute und ihrer ForscherInnen mit ihren jeweiligen Schwerpunkten zum östlichen Europa doch kein Problem sein. Wie sich die Slavistik selbst stärker für die Presse und generell die Medien präsentieren kann, haben wir in den letzten Jahren mehrfach auf den Mitgliederversammlungen des *Deutschen Slavistenverbandes* diskutiert. Als eine Maßnahme haben wir u.a. im vorletzten Jahr auf der Homepage des *Slavistenverbandes* eine Seite für Presseanfragen eingerichtet (<http://www.slavistenverband.de/Pressekontakt.html>), aufgeschlüsselt nach ExpertInnen für einzelne osteuropäische Länder und ausgewiesene Themen. Das Resultat bisher: eine denkbar geringe Resonanz in Bezug auf Presseanfragen.

Im August 2015 waren solche Themen wie die fehlende Debattenpräsenz von ProfessorInnen angesichts aktueller Krisen, darunter auch des neuen Ost-West-Konflikts, Gegenstand eines Diskussionsforums in

Die Zeit, die u.a. folgendermaßen titelte: „Wo seid ihr, Professoren?“⁴ oder „Mischt Euch endlich wieder ein! Mut zu steilen Thesen“⁵. Meine Antwort darauf: Während wir weiter strategisch planen, wie wir unsere Forschungen stärker in die Öffentlichkeit tragen können, sollten auch die Medien als einer der Vermittler von Informationen in die Öffentlichkeit stärker als bisher die Vielfalt der vorhandenen universitären Osteuropaforschung nutzen.

Ich danke Barbara Sonnenhauser und Sebastian Kempgen für die Organisation und Durchführung der Podiumsdiskussion zu „Perspektiven der Slavistik“ beim 12. *Deutschen Slavistentag* in Gießen, die Grundlage für das vorliegende (erste) Sonderheft des *Bulletins der deutschen Slavistik* ist. Hierin finden die Leserinnen und Leser eine Vielfalt an Themen, welche in der Slavistik heute diskutiert werden. Alle Beiträge geben die Sichtweise der einzelnen Verfasserinnen und Verfasser wieder; das Anliegen dieses Sonderheftes ist also nicht, fertige Rezepte zu präsentieren, sondern zur Diskussion anzuregen. Den Herausgebern, Sebastian Kempgen und Ludger Udolph, danke ich herzlich für die Konzeption und Gestaltung des vorliegenden Sonderheftes.

4 Vgl. *Die Zeit* Nr. 31, <http://www.zeit.de/2015/31/wissenschaft-professoren-engagement-oekonomie>.

5 Vgl. *Die Zeit* Nr. 34, <http://www.zeit.de/2015/34/professoren-thesen-mut-oefentliche-debatte>.

Zur Einführung

Von Sebastian Kempgen (Bamberg)

Podien hat es bei den Deutschen Slavistentagen immer wieder gegeben, aus verschiedenen Anlässen, zu verschiedenen Themen. Am häufigsten jedoch dienten und dienen sie der Selbstvergewisserung, wo die deutsche Slavistik steht: als Philologie neben anderen, als Geisteswissenschaft unter Geisteswissenschaften, als manchmal gefährdetes Fach neben anderen. Wenn Podien zu „Stand und Perspektiven“ also alle paar Jahre wieder stattfinden, dann hat das seinen guten Grund.¹

Wenn Podien die Kernfrage zum Selbstverständnis einer Disziplin stellen („Welche Rolle kann die Slavistik heute spielen?“), dann kann das Ausdruck eines ungelösten Selbstverständnisses, aber auch Ausdruck eines gesellschaftlichen Wandels sein, der Perspektiven und Prioritäten verschoben hat. Politische Stichwörter, die eine klare Relevanz für die Slavistik beinhalten oder zu beinhalten scheinen, sind leicht aufzuzählen: Eiserner Vorhang, Ostpolitik, Entspannung, Russlanddeutsche, Aussiedler, Ukraine-Krise, Ost-West-Konflikt, Jugoslawien-Krieg etc. Ebenso lassen sich hochschulpolitische Stichwörter leicht benennen, die für die Slavistik ebenfalls von Relevanz sind: Krise der Geisteswissenschaften, 'Kleine Fächer', Stellenabbau.

Man fragt sich nach dem gesellschaftlichen Nutzen der Slavistik, es fallen Stichworte wie 'Politikberatung', nur um dann festzustellen, daß in politischen Krisen – wie z.B. der aktuellen Ukraine-Krise – dann doch nicht Slavisten gesucht werden, wenn politik-nahe Institutionen aufgebaut werden sollen.

Schaut man genauer hin, so hat es thematische Podien zur Situation der Slavistik in allen Phasen ihrer Entwicklung gegeben: in einer Aufbauphase 1965 genauso wie in einer zuvor von Stellenabbau gekennzeichneten Phase 2005 wie – im Gegensatz dazu – in einer eher ruhigen Phase wie 2015. Solche thematischen Podien sind deshalb weniger Ausdruck einer Krise als vielmehr von Veränderung und werden mit Recht immer wieder mal konzipiert. Würde hingegen jahrzehntelang immer wieder in gleicher Weise nach Rezepten gegen die eigene Bedeutungslosigkeit gesucht, die Kernfrage der Aufgabe in der Gesellschaft andauernd nicht beantwortet, so würde man zu recht zweifeln, ob diese Disziplin überhaupt eine echte gesellschaftliche Aufgabe hat – oder ob sie nicht nur in einer gesellschaftlichen Nische geduldet wird.

Das Gießener Podium hat aber noch einen anderen Hintergrund als die schon genannten Elemente: der Verband hat sich im letzten Jahrzehnt Schritt für Schritt von einem Ordinarienclub zu einem Verband gewandelt, der von Promovierenden bis zu Professoren/innen allen eine

1 Ein ähnliches Podium gab es zuletzt beim Münchener Slavistentag 2005.

Plattform bieten will, die sich mit Slavistik an den Universitäten beschäftigen, dort wirken oder gewirkt haben, sich ihr verbunden fühlen. Diese ebenso erfreuliche wie – im Vergleich zu anderen Philologien deutlich zeitversetzte und deshalb überfällige – Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß die Mitgliedschaft des Verbandes in diesem Zeitraum enorm gewachsen ist: von ca. 200 auf fast 300 Personen, d.h. um 50%. Die neuen Mitglieder, speziell die jüngst hinzugekommenen Doktorandinnen und Doktoranden der Slavistik, sind naturgemäß im Durchschnitt deutlich jünger als die bisherige Mitgliedschaft. So ist es ebenso legitim wie verständlich, wenn aus dem Kreis der jüngeren Mitglieder heraus vor dem Gießener Slavistentag der Impuls entstanden ist, sich der Perspektiven der eigenen Disziplin vergewissern zu wollen – die ja nicht nur in einem ganz abstrakten Sinne die Perspektiven des Faches sind, sondern konkret die eigenen Berufschancen mit umfassen.

Vor diesem Hintergrund hat es Barbara Sonnenhauser unternommen, den Anstoß zu dem Gießener Podium zu geben, und auf Bitten der Vorsitzenden kam als erfahrener Kollege der Autor hinzu. Gemeinsam, vor allem aber dank den Impulsen von Barbara Sonnenhauser, wurden in einem iterativen Prozeß Themen wie Personen identifiziert, die diese Themen mit Überzeugung und Glaubwürdigkeit vertreten können. Vier Themenbereiche kristallisierten sich heraus, die zum Gegenstand der Diskussion gemacht werden sollten:

a) Die deutsche Slavistik 'nach außen', d.h. im internationalen Kontext, wie er auch durch die Internationalen Kongresse geprägt wird. Dies u.a. auch vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem Minsker Kongreß

(2014) und dem Belgrader Kongreß (2018), zu dem die Vorbereitungen schon laufen.

b) Die deutsche Slavistik 'nach innen', ihr Selbstverständnis vor allem im Hinblick auf ihr fachliches Selbstverständnis und ihre Teildisziplinen, speziell die neuentstandene Kulturwissenschaft.

c) Die deutsche Slavistik und die 'Digital Humanities', die von manchen als Zukunft der Geisteswissenschaften überhaupt proklamiert werden, die aber jedenfalls eine Strömung darstellen, die wissenschaftspolitisch derzeit stark gefördert wird.

d) Die Nachwuchschancen und Nachwuchsperspektiven in der Slavistik: ein Thema, das sich mit deutlich vergrößertem Anteil an jüngeren Slavisten/innen im Verband naturgemäß stellt.

Das Podium wollte und sollte versuchen, in diesen vier Bereichen Positionen zu formulieren, zu Diskussionen anzuregen und Impulse zu geben – sein Ziel war es jedoch nicht, fertige Rezepte zu formulieren oder endgültige Antworten zu geben. Insofern wird es und muß es immer wieder einmal weitere Podien zu den Grundfragen des Faches geben, um Stillstand zu vermeiden.

Die in diesem Heft abgedruckten Beiträge versammeln in der Rubrik „Standortbestimmungen“ zunächst die Statements des Podiums, danach folgen einige zusätzliche Materialien.

„Die Slavistik muß es selbst in die Hand nehmen“ Zwischen Tradition und Zukunft: Perspektiven (in) der Slavistik

Von Barbara Sonnenhauser (Zürich)

Diskussion

1. Etappen: 1995 – 2005 – 2015

Die Diskussion um den Zustand der Slavistik und ihre fachlich-wissenschaftliche sowie politisch-gesellschaftliche Relevanz ist nicht neu; die wichtigsten Argumentationslinien lassen sich an den Beiträgen zum Bulletin der deutschen Slavistik der letzten Jahre nachzeichnen¹. Hinterfragt wird dabei auch die Stellung der Geisteswissenschaften insgesamt. Für diese, und damit ebenso für die Slavistik, fordert Klaus-Dieter Seemann in seiner Eröffnungsrede zum Slavistentag 1994 eine „Neudefinition“, und zwar „als interdisziplinäre Anthropologie, oder als Kulturwissenschaft“ (Seemann 1995: 13). Er spricht von einem fälligen Wechsel, einem „Paradigmenwechsel“ (1995: 14) gar. Neben dieser Frage der interdisziplinären Ausrichtung, die ganz zentral auch das Selbstverständnis der Slavistik als Fach betrifft, stellt Seemann auch die Frage nach der Möglichkeit von Schwerpunktbildungen der slavischen Institute. Diese erscheinen ihm durchaus sinnvoll – falls sie nicht „auf Kosten der Vielfalt und der kleineren Slavinen gehen“ (1995: 18). Ähnlich ar-

gumentiert der ehemalige Bayerische Kultusminister Hans Maier in seinem Eröffnungsvortrag zum Slavistentag 2005. Er hält „Verlagerungen und Konzentrationen“ für möglich (Maier 2007: 19), allerdings solle dies „nicht dazu führen, dass die slawischen Sprachen, dass die Osteuropafor-schung insgesamt [...] in unseren Universitäten ins Abseits geraten“ (ibid.).² Wie aktuell die Frage der Vielfalt des Fachs angesichts der Vielfalt ihres Gegenstands nach wie vor ist, zeigen die Diskussion der Rolle der Südslavistik auf dem Verbandstreffen 2011 in Halle und der Beitrag von Angela Richter im BdS 2015 zur Serbistik und süd-slavistischen Literaturwissenschaft (Richter 2015) ebenso, wie der von Hermann Fegert und Sebastian Kempgen zusammengestellte Überblick über die Lektorate der Slavistik (Kempgen & Fegert 2015). Dieser Überblick verdeutlicht die Dominanz des Russischen vor dem Polnischen und Tschechischen sowie dem BKS. Auch wenn ihre fehlende Vertretung in der Sprachlehre nicht ausschließt, dass Sprachen wie das Ukrainische, Slovakische, Bulgarische oder Slove-

1 Das Titel-Zitat stammt von Klaus-Dieter Seemann, Eröffnungsvortrag auf dem 4. Deutschen Slavistentag in Leipzig am 5. Oktober 1994 (Seemann 1995: 14).

2 Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein Hinweis zum Slavistik-Studium auf www.berufsberatung.ch: „Das Besondere ergibt sich aus der grossen Vielfalt der slavischen Völker bzw. Sprachen und Kulturen.“ (<http://www.berufsberatung.ch/dyn/12581.aspx>, 25.10.15)

nische in den individuellen Forschungs- und auch Lehrinteressen eine Rolle spielen können, vermittelt diese Erhebung doch das Bild einer starken Spezialisierung nicht nur einzelner Institute, sondern der Slavistik im Ganzen. Die Betonung der Notwendigkeit einer Beschäftigung mit den 'kleinen' Sprachen, sei es für den inneroslavischen komparatistischen Blick oder für außerslavische areale Fragestellungen, und damit für den Erhalt der Breite des Fachs Slavistik, ist der Initiative und Beharrlichkeit einzelner dazu Forschender überlassen.

Vor dem Hintergrund der damals bereits durchgeführten und noch weiter drohenden Institutsschließungen – und dies trotz der Osterweiterung der EU und der zu dieser Zeit steigenden Studierendenzahlen – war dem Stand der Slavistik auf dem Slavistentag 2005 eine Podiumsdiskussion gewidmet. Eine Gefahr für das Fach wurde auch in der Einführung der BA-/MA-Studiengänge gesehen, insbesondere in den in diesem System erhöhten Anforderungen an die Lehrkapazitäten, die zudem das Aufweichen von Disziplinengrenzen befürchten ließen. Ein weiterer Diskussionspunkt betraf die Etablierung der Kulturwissenschaften innerhalb der Slavistik, die zwiespältig als mögliche Ergänzung zu oder Abschied von der Binnendifferenzierung in Sprach- und Literaturwissenschaft eingeschätzt wurde. Während die mittlerweile etablierten Studiengänge, zumindest auf BA-Ebene, kaum mehr als Gefahr wahrgenommen werden, ist mit den Digital Humanities eine neue Strömung hinzugekommen, für die sich ähnliche Fragen stellen wie in Bezug auf die

Kulturwissenschaften.³ Handelt es sich um eine neue Methode oder um ein neues (Teil-)Fach, und welche Konsequenzen für die traditionelle Slavistik würden sich daraus jeweils ergeben?

Ebenso wird aber auch die Eigenständigkeit slavi(sti)scher Sprach- und Literaturwissenschaft diskutiert. So versuchen Berger et al. (1998) ein spezifisches Gegenstands- und Aufgabengebiet der slavistischen Linguistik zu beschreiben, auch in Abgrenzung zur Allgemeinen Sprachwissenschaft und deren Methoden und Modellen; Nicolosi (2015: 89) stellt die Frage danach, was slavistische Literaturwissenschaft ausmacht und ob für diese „die Bündelung [...] unter dem Dach eines einzigen Faches“ überhaupt (noch) sinnvoll sein kann.

Solche Diskussionen zeigen, dass, wie Seemann (1995: 14) betont, die „Aus- oder Eingrenzung des Gegenstandes der Slavischen Philologie [...] nicht systematisch begründbar“ ist, sondern schlicht und ergreifend „auf Konvention“ beruht. Im Umkehrschluss aber heißt dies nichts anderes, als dass das Fach – weiterhin – in Bewegung ist und – noch – lebt. Verbunden ist dies jedoch auch mit der Aufforderung, seine Begründung immer wieder zu hinterfragen und aktiv zu gestalten. Dies gilt 2015 noch genau so wie 1995 und 2005.

3 Die möglichen neuen Horizonte, die „Digitale Textcorpora und Datenbanken“ für die slavistische Linguistik eröffnen können, wurden bereits im BdS 1998 von Elisabeth Seitz diskutiert (Seitz 1998).

2. Bedauern – Ermunterung – Enttäuschung

Für die skizzierte Diskussion lässt sich ein begleitender Tenor des Bedauerns beobachten. Vor dem Hintergrund der Schließungsszenarien wurde 2005 ein „Memorandum über den Zustand der Slawistik in Deutschland“ verfasst (Schmid & Berwanger 2005a), dessen Ziel es war, „eine systematische Übersicht über den kontinuierlichen Abbau der Slawistik an den deutschen Universitäten“ (Schmid & Berwanger 2005b: 14) zu vermitteln. In ihrer Auswertung des Memorandums ordnen Schmid & Berwanger (2005b: 15–18) die Reaktionen darauf nicht nur in die „aktuelle Handlungssituation der Wissenschaftspolitik“ ein, sondern beschreiben auch „Möglichkeiten des eigenen Verhaltens der Slawisten“. Dabei werden auch möglicherweise rettende Impulse von außen an das Fach verzeichnet, und seien sie noch so vage. So wird beispielsweise auf Anregungen seitens der Politik hingewiesen, doch ‘starke Argumente’ für die Slavistik zu entwickeln (2005b: 16–18). Als Beispiel eines solchen starken Arguments wird u.a. der Verweis auf die Wichtigkeit der Slavistik für die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Integration Mittel- und Osteuropas und für die Zukunft im zusammenwachsenden Europa vorgeschlagen. Hervorgehoben wird zudem die Versicherung der „Wertschätzung dieses geisteswissenschaftlichen Fachs in deutlichem Maße“ (Schmid & Berwanger 2005b: 15) seitens der damaligen Bundesministerin für Bildung und Forschung, Edelgard Bulmahn.

Bereits 2007 jedoch war diese Phase der Ermunterung wieder hinfällig. Dem Wissenschaftsrat zufolge sprach das von ihm – damals recht optimi-

stisch, rückblickend eher naiv – festgestellte „Ende des Ost-West-Konflikts“ für den strukturellen Abbau der auf Osteuropa bezogenen Fächer (Udolph 2008: 7). Prägnant zusammengefasst wird der hier feststellbare Zusammenhang zwischen politischer Entwicklung und Entwicklung des Fachs von Helmut Schaller mit der Feststellung, dass der „institutionelle Aufschwung des Fachs nach dem Zweiten Weltkrieg [...] im Wesentlichen ja politischen Antrieben [gehörte], ebenso wie seine Gefährdung seit den 1990er Jahren“ (Schaller 2013: 7).

Aus diesen Beobachtungen leitet sich die Frage ab, wie das Fach Slavistik gesellschaftlich und politisch relevant sein (und bleiben) kann, ohne sich zugleich von der Aktualität von Entwicklungen abhängig zu machen. Angesichts der aktuellen politischen Lage stellt sich diese Frage umso dringender.

3. Ist und Soll

Das Bedauern über die sinkende Relevanz der Slavistik speist sich zu einem großen Teil aus dem Blick auf die Tradition des Fachs. Im besten Fall aber bleibt es nicht bei diesem Blick auf die Vergangenheit, sondern es werden daraus auch „Perspektiven für die Zukunft“ abgeleitet (Seemann 1995: 12). Die Einschätzung, die Gerd Hentschel in einem Beitrag zum BdS 2014, formuliert, fällt diesbezüglich jedoch wenig optimistisch aus. „Programmatisch im Sinne der Weiterentwicklung der Slawistik“, so Hentschel (2014: 9), „wurde in den letzten Jahren nur sporadisch und unsystematisch diskutiert“. Dies betrifft insbesondere „die Frage, was die Slawistik ‚ist‘ bzw. sein sollte“ (ibid.). Vor dem

Hintergrund dieser Feststellung schien 10 Jahre nach dem Münchner Podium und 20 Jahre nach Seemanns Aufruf zu einer 'Neudefinition' nun – 2015 – ein geeigneter Zeitpunkt, die Diskussion erneut auf einem Podium aufzugreifen.

Wie könnte eine Weiterentwicklung der Slavistik aussehen? Wofür genau sollte sie Wertschätzung erfahren? Statt hoffend auf vage Zusicherungen zu warten, muss die Slavistik dies selbst formulieren und vertreten. Das Beschwören der Tradition und des Bisher, das Vorbringen von gutgemeinten Phrasen von innen ist dafür ebenso nutzlos wie schablonenartige und tagespolitisch motivierte Solidaritätsbekundungen von außen. Eine in Forschung und Lehre erhaltenswerte Slavistik braucht eine relevante inhaltliche Ausrichtung, fachlich adäquate interne Strukturierung und unübersehbare externe Verankerung. Ob diese weiterhin innerhalb des klassischen Rahmens eines Faches 'Slavische Philologie' gelingen kann, oder ob die Zukunft in einer disziplinen-, themen- und methodendifferenzierten Einbettung in außerslavistischen Verbänden zu suchen ist, sollte bei dieser Diskussion kein Tabu sein.

Notwendig ist also nicht nur das Verbessern der strukturellen Rahmenbedingungen, die in der bisherigen Diskussion im Mittelpunkt standen. Gerade hier aber sind der Slavistik weitgehend die Hände gebunden – außer, sie macht sich über offensive Vernetzung und Kooperation im positiven Sinn 'wichtig'. Darüber hinaus geht es jedoch auch, und das ist Aufgabe der Slavistik allein, um eine selbstbewusste inhaltliche Ausrichtung und (Neu-) Positionierung, möglicherweise über die traditionellen philologischen Fachgrenzen hinaus. Anstöße für eine Diskussion in

diese Richtung zu geben, war Ziel des Gießener Podiums, denn: „Die Slavistik muß es selbst in die Hand nehmen“ – zumindest dort, wo sie es selbst in der Hand hat.

Die Frage danach, wie die Slavistik aus ihrer langen Tradition, vor dem Hintergrund neuer gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, methodischer Entwicklungen Perspektiven für ihre Zukunft entwickeln kann, wurde auf vier Schwerpunkte zuge-spitzt:

1. Slavistik mit Blick ‚nach außen‘: nationale und internationale Einbettung
2. Slavistik mit Blick ‚nach innen‘: Selbstverständnis
3. Slavistik mit Perspektive: Digital humanities
4. Slavistik als Perspektive: Nachwuchschancen und Karriereperspektiven.

Ausgeklammert wurde bei dieser Diskussion der Aspekt der Lehre, der sinnvollerweise im Rahmen einer eigenen Veranstaltung aufgegriffen werden sollte.

Literatur

- Berger, T. et al. 1998. Erklärung zur Entwicklung der slavistischen Linguistik. Gegenstand, Aufgaben und Methoden der slavistischen Linguistik. *Bulletin der deutschen Slavistik* 4, 18–19.
- Hentschel, G. 2014. Das „Internationale Slawistenkomitee“ (SK) und die „Internationalen Slawistenkongresse“: Zum Ist und zum Soll(te). *Bulletin der deutschen Slavistik* 20, 7–18.
- Kempgen, S. & H. Fegert. 2015. Die Slavistik und ihre Lektorate. *Bulletin der deutschen Slavistik* 21, 70–72.

- Maier, H. 2007. Geistige Osterweiterung – ein Programm. *Bulletin der deutschen Slavistik* 13, 7–19.
- Nicolosi, R. 2015. Slavistische Literaturwissenschaft an der LMU München. *Bulletin der deutschen Slavistik* 21, 89–92.
- Richter, A. 2015. *Nema problema?* Südslavistische Expertise und die Einbettung serbistischer Literaturwissenschaft in die deutschen Universitäten nach dem Zerfall Jugoslawiens. *Bulletin der deutschen Slavistik* 21, 83–88.
- Schaller, H. 2013. Die ersten Internationalen Slavistenkongresse 1929, 1934 und 1939 aus deutscher Sicht. *Bulletin der deutschen Slavistik* 19, 7–18.
- Schmid, H. & K. Berwanger. 2005a. Memorandum über die Lage der Slavistik in Deutschland. *Osteuropa* 9, 122–130 (online zugänglich unter: www.resbohemia.org/forums.php, 5.11.15).
- Schmid, H. & K. Berwanger. 2005b. Auswertung der Reaktion auf das Memorandum über den Zustand der Slavistik in Deutschland vom Mai 2005. *Bulletin der deutschen Slavistik* 11, 14–18.
- Seemann, K. 1995. Zur Standortbestimmung der deutschen Slavistik. *Zeitschrift für Slavische Philologie* 40/1, 11–22.
- Seitz, E. 1998. Digitale Textcorpora und Datenbanken. Neue Horizonte in der slavistischen Linguistik. *Bulletin der deutschen Slavistik* 4, 98–103.
- Udolph, L. 2008. Slavisten und Osteuropahistoriker wollen enger zusammenarbeiten. *Bulletin der deutschen Slavistik* 14, 7–8.

Slawistik im nationalen und internationalen Kontext – Bestandsaufnahme, Retrospektiven und (mit dem Textfortschritt ansteigend) Perspektiven

Von Gerd Hentschel (Oldenburg)

Zu dem, was in den Überschriften anklingt, könnte sehr viel umfangreicher Stellung genommen werden, als es im Bulletin unseres Verbandes möglich ist. Der russische Kollege Aleksandr Moldovan hat seinen thematisch ähnlich orientierten Plenarvortrag *Puti slavistiki v sovremennom mire* auf dem vorletzten Internationalen Slawistenkongress in Ohrid 2008 als kleine Monographie mit über 40 Seiten publiziert¹, und dabei Verschiedenes nicht ansprechen können, worauf hier, im deutschen Kontext, zumindest kurz eingegangen werden muss. Es kann im Folgenden dennoch nur um eine kurze Skizze gehen, mit eher thesehaften Aussagen zu den Perspektiven der Slawistik. Die Sichtweise, die ich hier einbringe und nach Erwartung der Organisatoren des Podiums einbringen sollte, ist zum Teil durch meine Funktion als Vertreter der deutschen Slawistik im Internationalen Slawistenkomitee (ISK) geprägt. Da die Podiumsdiskussion sowohl die Sprach- als auch die Literaturwissenschaft einbezog, versuche auch ich dies, obwohl die Perspektiven in mancher Hinsicht unterschiedlich sind und obwohl ich als Sprachwis-

senschaftler natürlich sehr „asymmetrische“ Einsichten habe.

Allgemeines

Wie auch Moldovan (S. 17) feststellt, ist das Verständnis von „Slawistik“ überaus vielfältig. In Abhängigkeit davon, was wir mit „Slawistik“ meinen, ob wir etwa slawistische Universitätsfächer im Auge haben oder die Kernbereiche der Forschung derrer, die sich auf die eine oder andere Weise den Slawisten zurechnen, ergeben sich für die Erwägung von konkreten Perspektiven schon erhebliche Unterschiede, trotz mancher wechselseitiger Abhängigkeiten zwischen beiden Aspekten. Was Ersteres, also Slawistik als Universitätsfach, betrifft, so ist im deutschen (westlichen) Kontext zunächst der Hinweis angebracht, dass das Internationale Slawistenkomitee inkl. seiner inzwischen 39 wissenschaftlichen Kommissionen sowie die Internationalen Slawistenkongresse (des ISK) aus den slawischsprachigen Ländern zu einem großen Teil nicht von Universitätsvertretern, sondern von Angehörigen (i.w.S.) slawistischer Institute der Akademien der Wissenschaften getragen werden. Obwohl Letztere in vielen Ländern des früheren kommunistischen Machtbereiches aus Gründen des Lebensunterhalts noch weiteren Tätigkeiten, z.B.

1 A.M. Moldovan (2008): *Puti slavistiki v sovremennom mire*. Moskva. Auf diesen Vortrag werde ich an einigen Stellen eingehen.

auch Lehrtätigkeiten an Hochschulen nachgehen, sind ihnen Probleme (und Perspektiven) einer Universitätslawistik, insbesondere außerhalb des slawischen Sprachenraumes, vielfach fremd, inkl. der Notwendigkeit, die fachliche Existenzberechtigung nicht zuletzt in der Lehrtätigkeit nachzuweisen. Was den Kernbereich slawistischer Forschung betrifft, so ist sicher, dass es national und international kein konzeptuell einigermassen einheitliches Fach Slawistik gibt, auch abgesehen vom Faktum der Gliederung in die beiden zentralen „philologischen Kerndisziplinen“, der Sprach- und der Literaturwissenschaft.

Einsprachen- oder Mehrsprachenfach

Die Slawistik gilt traditionell als Mehrsprachenphilologie, ähnlich wie die Romanistik, anders als die Anglistik, um nur zwei Beispiele zu nennen. Der kleinste gemeinsame Nenner, der die „Slawisten“ auf den „Internationalen Slawistenkongressen“ verbindet, ist jedoch nur derjenige, dass sich einzelne Teilnehmer mit min. einer slawischen Sprache oder Literatur auseinandersetzen. Die „Slawistik“ ist (nicht nur in Deutschland) als Universitätsfach aus der Vergleichenden Sprachwissenschaft hervorgegangen. Ein sog. „Vollslawist“ in der Zeit vor dem Magister (bis in die 1960-er / 1970-er Jahre), also mit der Promotion als geisteswissenschaftlichem Regelabschluss (abgesehen vom Staatsexamen), musste in der Regel die Beschäftigung mit einer ganzen Reihe slawischer Sprachen nachweisen, in Göttingen z.B. mit sechs. Zu Magisterzeiten erfolgte die Konzentration des „Vollslawisten“ oft auf drei Sprachen

oder Literaturen: Slawistik im Hauptfach mit zwei und in einem Nebenfach mit einer. Dabei waren meist die drei traditionell anerkannten slawischsprachigen Teilareale des Ost-, West- und Südslawischen zu erfassen. In BA- und MA-Konstellation lässt sich ein Trend zur weiteren Begrenzung bis hin zu „monolingualen Slawistikabschlüssen“, also zum ausschließlichen Russisten, Polonisten etc. nicht übersehen. Besonders gilt das natürlich für die Bachelorstudiengänge, die im Gegensatz zu den Masterstudiengängen (abgesehen vom „Lehramt“, aber ähnlich wie in benachbarten Sprach- und Literaturfächern) ziemlich breit nachgefragt sind. Mit dieser Entwicklung einher geht die wachsende Bedeutung aktiver Sprachbeherrschung bei Studierenden und Fachvertretern (bei letzteren in min. zwei slawischen Sprachen), die in der Breite der angesprochenen „hexalingualen“ Vollslawistik früherer Zeiten nicht erreichbar und nicht intendiert war. Ähnlich ist dies heute noch in der Vergleichenden bzw. Allgemeinen Sprachwissenschaft und der Sprachtypologie verbreitet.

Im westlichen Ausland – abgesehen vom deutschen Sprachraum – ist der slawisch-monolinguale Fachvertreter der Slawistik schon der Regelfall. Die Slawistik ist in diesen Ländern also bestenfalls ein Aggregat aus slawischen „Einzel-Istiken“. Bedauerliches Resultat ist, dass abgesehen von der Russistik nur noch vereinzelt z.B. Polonistik oder Bohemistik, in den USA und Kanada an wenigen Stellen noch Ukrainistik betrieben wird. Studierende mit „slawischem Migrationshintergrund“ spielen ganz offensichtlich in allen nicht slawischsprachigen Ländern für Universitätslawistiken eine große Rolle.

Einerseits geht also die „slawistische Breite“ durch diese Entwicklungen verloren; nicht nur bei den Fachvertretern, die den komparatistischen Zugang nicht mehr oder nur noch begrenzt in ihrer Person realisieren können, sondern auch im Spektrum des universitären Angebots. In Deutschland sind es in der Regel nur sehr große Universitäten, z.B. die Berliner Humboldtuniversität, die deutlich breiter als das in Deutschland verbreitete „Zwei-Professuren-Modell der Slavistik“ aufgestellt sind und deutlich mehr als zwei, drei Sprachen in nennenswertem Umfang auch wissenschaftlich anbieten können. Natürlich ist dabei nicht zu übersehen, dass auch in diesen breiten Slawistikspektren jeweils eine ost-, west- und südslawische Sprache an den jeweiligen Universitäten dominieren. Andererseits wird natürlich ein höherer Grad an einzel-sprachlicher Spezialisierung möglich, was offenbar (und nachvollziehbar) in der Literaturwissenschaft stärker durchschlägt als in der Sprachwissenschaft. In der Slavistik äußert sich der bekannte allgemeine Trend zur Spezialisierung in der Wissenschaft also auch in der Konzentration der Fachvertreter auf eine, vielleicht noch zwei slawische Sprachen bzw. Literaturen.

Im östlichen, slawischsprachigen Ausland ist die Lage nur partiell anders. Nach dem Zweiten Weltkrieg war folgende universitäre Gliederung der Slavistik sehr verbreitet: (i) Nationalphilologie, (ii) Russische Philologie (sofern nicht schon (i)), (iii) „Restslawistik“ in unterschiedlicher Selektion einzelner Sprachen und Literaturen. Heute sind polnische Polonisten, tschechische Bohemisten etc. mehr und mehr ebenso slawisch-monolingual, eben auf ihre Sprache ausgerichtet, wie es im west-

lichen (vom deutschen Sprachraum noch abgesehen) Europa der Fall ist. Die ältere Generation konnte sich aufgrund der verbreiteten schulischen Obligatorik des Russischen (oder im Falle der weißrussischen und ukrainischen Kollegen aufgrund der Zweisprachigkeit ihrer Heimat) als slawistisch-komparatistisch kompetent fühlen und verschiedentlich auch zeigen. Dieses Moment fehlt heute jedoch in Ländern wie Polen, Tschechien etc., aber sicher nicht in Weißrussland. Den angesprochenen traditionellen breiten „gemeinschaftlich-slawischen“ komparatistischen Ansatz im Tun einzelner Fachvertreter findet man aber auch in den slawischsprachigen Ländern kaum realisiert. Einzig typologisch orientierte sprachwissenschaftliche Untersuchungen versuchen, die slawischen Sprachen in ihrer Breite bzw. in einer areal repräsentativen Selektion aus ihnen zu erfassen, was aber keineswegs ein Spezifikum von Slawisten aus slawischsprachigen Ländern ist.

Im Internationalen Slawistenkomitee gab es in den letzten Jahren noch Stimmen dafür, nur explizit komparatistische Vorträge zu seinen Kongressen zuzulassen. Dies wurde angesichts der oben skizzierten Umstände fallengelassen, da die Organisation und die Kongresse erheblich reduziert worden wären. Ein Kollege aus einem unserer westlichen Nachbarländer sagte dazu: „Dann können wir nicht mehr mitmachen.“ Dennoch wird von vielen der komparatistische Ansatz als Kern der Slavistik gesehen. So stellt Moldovan (S. 42) fest, die „fundamentale Slavistik“ (*fundamental'naja slavistika*), also der Kern der Slavistik, ergebe sich nicht aus der Summe einzelner slawischer Nationalphilologien. Eine (partielle) Renaissance erlebt dabei die Idee einer anthropologisch fass-

baren, ethnopsychologischen und kulturellen slawischen Gemeinschaft, die seit den Zeiten Baudouin de Courtenays oder Trubetzkoy's schon überholt schien (Moldovan, S. 31). Dass dies im „alten Fach“ der Mediävistik (dem auch Moldovan zuzurechnen ist) eher verfängt als bei Linguisten und Literaturwissenschaftlern „mit Gegenwartsbezug“ (man beachte jedoch jüngere ethno-linguistische Ansätze), versteht sich von selbst, wobei für die orthodoxen Länder das kyrillo-methodianische Erbe ein einschlägiges Thema ist.

Verhältnis der Teilfächer zueinander sowie zu außerslawistischen Disziplinen. Die Frage des Stellenwertes von einerseits Theorie(n) und Methode(n) sowie andererseits des Arealbezugs

Eine nennenswerte Kooperation zwischen slawistischer Sprach- und slawistischer Literaturwissenschaft in Forschung und Lehre ist national und international (für mich) nicht erkennbar. Sowohl auf den Internationalen Slawistenkongressen als auch bei den Slawistentagen unseres Verbandes ist das Übergewicht der Sprachwissenschaft nicht zu übersehen, was weder national noch international mit den Stellenressourcen korreliert. Sprache und Literatur sind symbiotisch offenbar nur noch im „alten Fach“ der Mediävistik verbunden. Letzteres tritt in Deutschland mehr und mehr in den Hintergrund, ist aber international vor allem in den slawischsprachigen Ländern und (offenbar) in Italien stark vertreten sowie auf den Internationalen Slawistenkongressen des ISK. Slawistische Sprach- und Literaturwissenschaftler sind abgesehen davon natürlich in anderen slawisti-

schen, sprach- bzw. literaturwissenschaftlichen Tagungen sowie in Forschungsprojekten kooperativ eingebunden, sowohl national als auch international. Fachübergreifend, dabei auch universitätsintern, nimmt die Bedeutung der Kooperation mit Sprach- bzw. Literaturwissenschaftlern mit anderer arealer oder eben allgemeiner bzw. theoretischer Orientierung mehr und mehr zu, und zwar wiederum sowohl in Forschungsprojekten als auch auf Fachtagungen. Dennoch scheinen deutsche Slawisten auf sprachwissenschaftlichen Fachtagungen (nur die übersehe ich einigermaßen) zurzeit noch unterrepräsentiert zu sein. Ähnliches gilt ganz offensichtlich für allgemeine sprach- und literaturwissenschaftliche Zeitschriften. Dies kann u.a. dann zu einem praktischen Problem werden, wenn bei Personalentscheidungen und in Mechanismen der Ressourcendistribution Publikationen in Zeitschriften mit overtem Impactfaktor besondere, wenn nicht ausschließliche Berücksichtigung erfahren. Slawistische Zeitschriften nehmen international in den verschiedenen Berechnungssystemen solcher Faktoren einen peripheren Platz ein, anders als diverse sprach- und literaturwissenschaftliche, jedoch dann meist englischsprachige.

An Bedeutung gewinnt weiterhin die Kooperation mit ganz anderen Disziplinen, neben Geschichtswissenschaften und Philosophie besonders mit den sozialwissenschaftlichen einerseits und (bes. für die Sprachwissenschaften) den naturwissenschaftlichen bzw. auch informatischen andererseits.

Diese Trends werden sich für zukünftige Slawistinnen und Slawisten als Fachvertreter noch verstärken. Ein kooperatives und interdisziplinä-

res Abrücken von der areal orientierten Einzelwissenschaft, und sei es einer areal und kulturell breiten und komplexen wie der Slavistik, ist sicher positiv zu bewerten. Die inhaltliche Weiterentwicklung der Slavistik in Deutschland jedenfalls muss sicher im regen Austausch mit Entwicklungen der „Querschnittsdisziplinen“ der Sprachwissenschaft und der Literaturwissenschaft (sowie der Kulturologie) im Allgemeinen betrieben werden, besonders hinsichtlich einschlägiger Theorien und Methoden.

Vor allem im Bereich der Sprachwissenschaft, besonders in formaltheoretisch basierten und / oder apparativ-experimentellen Ansätzen, tritt in dieser Interdisziplinarität der Arealbezug zumindest partiell in den Hintergrund. Unter „Arealbezug“ ist hier die Einbeziehung außersprachlicher und außerliterarischer Phänomene in slawischsprachigen Ländern bei Beschreibung, Interpretation und Erklärung sprachlicher und literarischer Phänomene gemeint. Diese Entwicklung ist natürlich prinzipiell in der Grammatikforschung angelegt, lange vor der Herausbildung von (linguistischem) Strukturalismus und Generativistik (i.w.S.). Andererseits implizieren Ansätze der modernen Sozio- und Ethnolinguistik (auch die linguistische Anthropologie) sehr wohl einen Arealbezug, im Gegensatz etwa zu Psycho- und Neurolinguistik.

An vielen deutschen Universitäten spielen formaltheoretisch basierte und experimentell-apparative Ansätze in den Sprachwissenschaften eine zunehmend bedeutendere Rolle, was natürlich auch einen „Sog“ auf entsprechend arbeitende Slawisten ausübt. Während dies in der (kooperativen) sprachwissenschaftlichen Forschung, dort, wo die Fakultäten sol-

che Schwerpunkte setzen, nötig ist, sollte in der Lehre auch an diesen Standorten (zumindest in Bachelorstudiengängen) der Arealbezug einen hohen Stellenwert behalten. Erstens kommt das Gros unserer Studierenden aus Interesse für die slawischsprachigen Länder zu uns, und zwar in allen Facetten, die sprachlich und literarisch fassbar sind, aber vielfach ohne die Breite und die Möglichkeiten des Faches trotz manch guter Beschreibungen z.B. auf einschlägigen Webseiten slawistischer Studiengänge zu überblicken. Und zweitens ist die Lehrerausbildung ohne Arealbezug abwegig. An vielen slawistischen Instituten ist der Arealbezug aber auch in der sprachwissenschaftlichen Forschung heute zentral.

Noch ein Wort zu den Internationalen Slawistenkongressen. Zur Beteiligung am nächsten Kongress 2018 in Belgrad ist in diesem Jahr konkret eingeladen worden. Im Internationalen Slawistenkomitee und (partiell) auf den Internationalen Slawistenkongressen spielt die sprach- und literaturwissenschaftliche Diskussion, die auf modernen poststrukturalistischen Theorien und Methoden basiert, bisher keine prominente Rolle. Moldovan exponiert im angesprochenen Plenarvortrag als Meilensteine der Slavistik des 20. Jhs. (S. 6ff) hauptsächlich deskriptive, vielfach historisch orientierte slawistische Forschungen. Dennoch weist die Liste der Themen des Belgrader Slawistenkongresses den Willen zur Öffnung in Richtung vieler thematischer Bereiche aus, die bisher unterrepräsentiert waren. Durch die Möglichkeit der Organisation von thematischen Blöcken mit bis zu acht Teilnehmern wird auch eine schwerpunktmäßige Steigerung der inhaltli-

chen Kohärenz von zeitlich kontingenten Vorträgen erleichtert.

Schluss

Auf Universitäts- und auch auf Verbandsebene in Deutschland hat die Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft unter Einbeziehung der Didaktik einen hohen Stellenwert. Nur dadurch ist zunächst eine Orientierung und dann eine spezialisierte Interessen- und Kompetenzentwicklung der Studierenden im Bereich der Teilfächer zu erreichen sowie eine Lehrerausbildung, die notwendigerweise beides, Sprach- und Literaturwissenschaft (inkl. didaktischer Aspekte) umfasst. Weiterhin ist nur durch eine organisatorische Breite eine effektive Interessenvertretung im Konzert der Wissenschaftspolitik möglich. Vermutlich gilt das auch in vielen anderen nicht-slawischsprachigen Ländern. In slawischsprachigen Ländern sind die Vorteile einer organisatorischen Gemeinschaft von Sprach- und Literaturwissenschaften angesichts einer gewissen Zahl von getrennten Universitätsinstituten für Sprache bzw. für Literatur als Separation früherer Institute der „Nationalphilologien“ und der schon lange etablierten Trennung der Teilfächer in entsprechenden Akademieinstituten alles andere als klar.

Die Zukunft des Fachs in der Forschung hängt zentral von der Positionierung der beiden zentralen slawistischen Teildisziplinen im Spektrum aller Sprach- und Literaturwissenschaften ab. Die Slavistik in Deutschland wird absehbar im Wesentlichen eine Universitätsslavistik bleiben. Und heute wird an vielen Universitäten bzw. in den für die Slavistik einschlägigen Fakultäten bei der Berufung von Slawisten (vor

allem in Hinsicht auf Forschungskoperation) auf eine symbiotische Kompatibilität derselben mit Vertretern anderer, nicht nur „philologischer“ Fächer geachtet. Somit werden sich an unterschiedlichen Universitäten inhaltlich zum Teil recht unterschiedliche Forschungscluster mit slawistischer Beteiligung, ggf. mit Ausrichtung auf unterschiedliche Paradigmen ergeben. Die inhaltliche Forschungsentwicklung ist damit im Kern dort, wo sie in einer akademischen Landschaft, die (und sei es in geisteswissenschaftlichen Bereichen) ohne zentrale Akademien der Wissenschaften oder andere Zentralinstitute (man denke an die Max-Planck-Institute) auskommt, im Wesentlichen hingehört: in den Universitäten. Dort ist ja auch die oben angesprochene traditionelle komparatistisch-integrative Slavistik entstanden. Die Slavistik wird sich, wie andere Fächer auch, in einem Paradigmenwettbewerb an bzw. zwischen den Universitäten und Fakultäten weiterentwickeln. Besonders in der Linguistik besteht dabei die Möglichkeit, dass sich bestimmte formaltheoretische und/oder experimentell-apparativ orientierte Richtungen (insbesondere ohne Arealbezug im o.g. Sinne), so weit vom „Rest“ des Faches entfernen, dass sie in der Kooperation mit diesem keinen Gewinn für sich sehen (und vice versa). Zwingend ist das nicht. Natürlich wird und muss es auch zu „Moden“ neuer Themen, neuer Ansätze und Paradigmen in Theorie und Methode kommen. Der Wert des Neuen oder sein Fehlen kann sich nur langfristig zeigen. Und alte Ansätze und Paradigmen können verloren gehen.

Im inhaltlichen Bereich sehe ich im übrigen keine spezifische Krise in der Slavistik. Im Kern auf Sprachen und Literaturen ausgerichtet, aber offen

für Kooperationen in verschiedenen Bereichen mit anderen Fächern, nicht nur „Sprachenfächern“, wird sie sich in ähnlichen thematischen und paradigmatischen Konkurrenzen weiterentwickeln wie letztgenannte. Was die gesellschaftliche Akzeptanz (und davon abhängig Relevanz) sowie den politischen Willen der Finanzierung betrifft, die sich als Problem außerhalb der slawischsprachigen Länder völlig anders darstellt als in diesen, so sehe ich sie nur bedingt in einer Abhängigkeit von der inhaltlichen Entwicklung. Hier scheinen exponierte politische Entwicklungen in den slawischsprachigen Ländern (vom Prager Frühling über die polnische *Solidarność*, Gorbatschovs *Glasnost* etc. bis hin zur sog. Ukraine-Krise) die Position der Slavistik (mit Arealbezug) zu stärken. Und letztlich spielt – für ein Universitätsfach zumindest in der Breite seiner Präsenz – natürlich die studentische Nachfrage eine größere Rolle, die in der Bundesrepublik Deutschland immer wieder vom erstgenannten Aspekt beeinflusst wurde.

Die Slavistik ist somit als Fach im weitesten Sinne dieses Wortes keine Kategorie im Sinne der Familienähnlichkeit des späten Wittgensteins, denn die Beschäftigung mit zumindest einer slawischen Sprache oder Literatur ist ihr notwendiges und in organisatorischer Hinsicht ausreichendes Kriterium. Dies soll heißen, dass auch „slawisch-monolingual“ arbeitende Slavisten in unseren nationalen und internationalen Organisationen ihren Platz haben müssen. Für sie ist das Attribut „Slawist“ aber eben nicht mehr als ein Sammelbegriff.

Wie auch immer die weiteren inhaltlichen Wege der Slavistik aussehen werden, eine prinzipielle Reduktion der Fachvertreterkompetenz in

den Fakultäten auf nur eine slawische Sprache oder Literatur sollte dennoch vermieden werden, da daraus in der Breite eine Monokultur der Russistik und ein Kompetenzverlust bezüglich der zahlreichen anderen slawischen Sprachen, Literaturen und Kulturen resultieren kann. Die Didaktik slawischer Sprachen und Literaturen wird angesichts des Fremdsprachenspektrums im deutschen Schulwesen ohnehin weitestgehend auf das Russische konzentriert bleiben. Es mag wohl sein, dass uns in Deutschland der oben angesprochene Gedanke einer ethnopsychologischen Einheit des slawischsprachigen Raumes (der Slawen) befremdlich erscheint, vielleicht auch aufgrund der Diskreditierung des analogen Gedankens zum „Germanischen“ und den „Germanen“ in unserer Geschichte. Auf dem Hintergrund der politischen, sozialen und kulturellen Geschichte des östlichen oder südöstlich von Deutschland gelegenen Europas sind dennoch verschiedene hervorragende Gründe gegeben, sich in seinem slawistischen Tun mit mehreren slawischen Sprachen und Literaturen zu beschäftigen, sie in unterschiedlichen sinnvollen Konstellationen zu verbinden. Durch eine Berücksichtigung möglichst vieler slawischer Sprachen, mit gebührenden Überlappungen einerseits und Komplementarität andererseits wird die akademische Diskursmöglichkeit der deutschen Gesellschaft mit den slawischsprachigen in deren Breite getragen. Andere auf den slawischsprachigen Raum ausgerichtete Fächer wie die sog. „Ostgeschichte“ können das nicht leisten. Trotz nicht zu übersehender europäischer Holprigkeiten streben die meisten slawischsprachigen Länder in die Europäische Union (oder zumindest in eine europäische, und nicht

eurasische Gemeinschaft), wenn sie nicht schon dort sind. Natürlich werden einzelne der slawischen Sprachen ein besonderes oder größeres Gewicht haben: Was wäre eine universitäre Slawistik ohne Russisch?

Was die Präsenz der Slawistik in der deutschen Universitätslandschaft betrifft, so vertrete ich nach wie vor die Meinung, dass sie möglichst breit, an sehr vielen Universitäten vertreten sein sollte, und zwar an den meisten davon durch je eine sprach- und eine literaturwissenschaftliche Professur, was die Etablierung von slawistischen Zentren an einzelnen geeigneten Standorten keineswegs ausschließt. Eine breite Präsenz der Slawistik wird zwei Gesichtspunkten gerecht: Erstens wählen die heutigen Studierenden ihren Studienort sehr häufig primär hinsichtlich der Nähe zum Heimatort und erst sekundär nach Interesse an einem bestimmten Studiengang aus. Und wie zumindest die Bachelorzahlen andeuten, gibt es ein breites Interesse an slawistischen Studiengängen. Den Kollegen, die sagen, dass wir solche Studierenden nicht brauchen, kann ich in einer Gesellschaft, die (zu Recht oder Unrecht) anstrebt, einen sehr großen Anteil ihrer jungen Menschen universitär auszubilden, nur sagen: Hochmut kommt vor dem Fall. Auch ich selbst, als Abkömmling einer bildungsfernen Gesellschaftsschicht, konnte in einer Zeit, als der Prozentsatz der Studierenden an Universitäten noch viel niedriger war als heute, meine slawistischen Interessen erst an der Universität meiner Wahl entdecken und entwickeln: Der Georgia-Augusta sei Dank. Zweitens bleiben nur durch eine breite Präsenz der Slawistik in Deutschland die notwendige breite akademische Kommunikation und

entsprechende Gestaltungsmöglichkeiten mit anderen Sprach- und Literaturwissenschaftlern gewährleistet.

Slavistik im Kontext von Kulturwissenschaften und transregionalen Studien

Annette Werberger (Frankfurt/Oder)

*Die Kulturwissenschaften und das Ende
der Kalten-Kriegs-Moderne*

Der Anfang der zeitgenössischen Kulturwissenschaften fällt im deutschsprachigen Raum mit der Entstehung und Publikation von *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift* (1991) zusammen, insofern für den Wissenschaftsrat und die Autoren Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauss, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhardt Steinwachs die Geisteswissenschaften nach dem Ende der Kalten-Kriegs-Moderne¹ durch Perestrojka, Mauerfall und Wiedervereinigung neu justiert werden mussten, um ihre gesellschaftliche Relevanz aufrecht zu erhalten. Die Philologien waren im europäischen Vergleich sehr gut aufgestellt und konnten in den Literaturwissenschaften etwa komplexe hermeneutische oder poststrukturalistische Methoden, philologische Editionen, intensive „Theorie-Arbeit“ (als quasi letzte kontinentale Philosophieschule) oder ausgeklügelte autonomieästhetische Lektürepraktiken vorweisen, aber gegenüber dem selbst- und fremdfabrizierten Krisen-

Diskurs, der an die Hochschulen herangetragen wurde, boten sich nur die Lehrerausbildung und das wiedererwachte Interesse an den europäischen Gedächtniskulturen als schnelle Rechtfertigungsstrategien an. Die universitären Geisteswissenschaften hatten sich seit dem letzten großen Wandel in den 1960er Jahren daran gewöhnt, dass ihr gesellschaftlicher Status oder ihre Transferleistung als gesichert galten. Nun wurden plötzlich zunehmend ökonomisch Maßstäbe angelegt und Fächer wurden nach Nützlichkeit, beruflicher Verwertbarkeit und gesamtgesellschaftlicher Relevanz abgeklopft. Der Abbau vieler als „Orchideen“ gebrandmarkten Fächer Mitte der 1990er Jahren und eine intensive Suche nach neuen Legitimationsstrategien nicht nur für slavistische Lehrstühle folgten.

Die Kulturwissenschaften bildeten in diesem Zusammenhang eine Chance für die Slavistik und andere Philologien, weil sie mit ihrem Vernetzungsvokabular eine Öffnung der teilweise hochspezialisierten Einzeldisziplinen zueinander schufen und rückblickend relevante gesellschaftliche Fragen nach „kultureller Konstruktion“, „Identitäten“, „Geschlechterpolitik“, „Erinnerungsregimen“ praktisch von selbst generierten.² Dabei sind die Kulturwissen-

1 Erste Forschungen zu den wissenschaftshistorischen, disziplinären und institutionellen Konsequenzen des Kalten Krieges und dem westeuropäisch-amerikanischen Moderneverständnis finden sich etwa bei Roland Végsö: *The Naked Communist. Cold War Modernism and the Politics of Popular Culture*, New York 2013.

2 Ein Nebeneffekt dieser Neuausrichtung war der Aufstieg von „Vernetzungsfächern“ wie den kulturell ausgerichteten

schaften im Plural keine Disziplin, sondern ein gemeinsames geisteswissenschaftliches „Forschungsprogramm“ (Andreas Reckwitz), das es erlaubt, dass ForscherInnen aus unterschiedlichen Disziplinen an einem gemeinsamen Forschungsgegenstand wie „Osteuropa“, „Migration“ oder „Grenzstudien“ intensiv miteinander kooperieren können, weil sie an ähnlichen Theorien, Methoden und Begrifflichkeiten geschult sind. Über kulturwissenschaftliches Arbeiten können so gemeinsamen Fragestellungen ohne große Reibungsverluste formuliert und bearbeitet werden. Zugleich droht aber durch die Zentralsetzung des „Kulturellen“ als Größe, dass die kulturtheoretischen Modelle aus den ‚Großen Fächern‘ zunehmend homogene Forschungsgrundlagen herstellen, bei denen störende disziplinäre Differenzen zwangsweise aus dem Blick geraten oder einfach abgeschliffen werden.

Chancen und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Slavistik und interdisziplinärer Osteuropaforschung

Wenn wir als SlavistInnen mit Vertretern anderer Disziplinen über eine kulturwissenschaftliche Schnittstelle oder transregionale Forschungseinheiten zusammenarbeiten, handeln wir uns einige klar benennbare Probleme ein bzw. verändern sich einige slavistische Praktiken an den Universitäten:

1. Ausweitung der disziplinären Ausbildung

Wir benötigen in Zukunft nicht nur basale Fachkompetenzen über die

Teilen der Sozialwissenschaften, den Medienwissenschaften oder den Geschlechterstudien.

slavischen Sprachen und Literaturen bzw. sprach- und literaturwissenschaftliche Methodik in Bezug auf zwei oder drei Slavinen, sondern ebenso ein fundiertes Wissen über relevante Nachbardisziplinen. Der kulturwissenschaftlich geschulte Slavist muss beständig über die theoretische Entwicklung des kulturwissenschaftlichen Vernetzungsvokabulars reflektieren. Der Bedarf an außerdisziplinärem Wissen steigt an, was bei gleichbleibenden Forschungs-Ressourcen sicherlich zu einem Absenken slavistischer Kernkompetenz führen kann.

2. Folgen für ‚kleinere‘ Teilgebiete der Slavistik

Die kulturwissenschaftliche Einbindung slavistischer Philologien in Studiengänge und Forschungsverbünde erschwert die Vermittlung von weniger selbstverständlich studierten slavistischen Wissensgebieten wie etwa Altkirchenslavisch in der Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte vor 1800 oder slavische Volkskunde. Peripherien und Teilbereiche slavistischer Forschungsfelder oder einzelne Slavinen können durch diese kulturwissenschaftliche Öffnung institutionelle Schutzräume verlieren, wenn sie keine kulturpolitische Rückendeckung erhalten.

3. Ausschreibungen und Standortproblematik

Die Ausschreibung von neuen Professuren im Kontext solcher interdisziplinären Verbünde an Fakultäten führt eventuell zu einer kulturwissenschaftlichen Ausweitung oder Vertiefung der Denomination zu Lasten der slavistischen Expertise außerhalb des Polnischen und Russischen. Bei kleinen Slavinen kann dies auf Dauer zu Existenzproblemen führen – wie leider bei der slavisti-

schen Mittelalterforschung schon geschehen. Andererseits könnte mit derselben Verbund-Logik eine Slavistik, Bulgaristik oder Mediävistik innerhalb von Forschungsverbänden zu südlavisch/mediterranen Kulturen oder zum europäischen Mittelalter an einzelnen Standorten gerettet oder neu installiert werden.³ Hierzu müsste die Slavistik mehr hochschulpolitisch von innen *gestalten* und weniger auf von außen her-angetragene politische Interessen nach Weltlage *reagieren*.

Trotz dieser möglichen Probleme gibt es für uns SlavistInnen auch große Chancen bei der Zusammenarbeit mit unseren KollegInnen aus Geschichts-, Rechts-, Medien-, Religion- und Sozialwissenschaften, Philologien, Philosophie, Kunstgeschichte oder Ethnologie:

1. Interesse der Studierenden

Zunächst ist da die Begeisterung vieler Masterstudierenden zu nennen, neben den klassischen Feldern slavistischer Sprach- und Literaturwissenschaft gerade aktuelle, komplexe Forschungsthemen wie „Anthropozän und Ökologie“, „Gesellschaftliche Transformation“, „Migration“, „digitale Vernetzung und Social Media“, „Performative Künste“ oder „Europa in der globalisierten Welt“ zu beforschen – Themen, die überhaupt nur durch kooperierende Forschung adäquat beschrieben und untersucht werden können. Die hohe Attraktivität von breit ausgerichteten interdisziplinären Mastern geht dabei Hand in Hand mit hochschulpolitischen Forderungen. Darüber hinaus vermitteln etwa „Osteuropa-Studien-Master“ den Studierenden

aber auch breit aufgestellte, zeitresistentere Kompetenzen für ein sich beständig wandelndes, globalisiertes Europa.

2. Europäische kulturelle Verflechtungen und Entflechtungen

Der kulturwissenschaftliche Kontext ermöglicht es uns, besser über linguistische Genealogien, gesamthistorische Entwicklungen oder kulturelle Grundlagen von Einzelforschungen nachzudenken. Gerade die Verflechtungsgeschichte und vergleichende Kulturgeschichte haben nicht zufällig durch die neue kulturwissenschaftliche Rahmung einen Aufschwung erhalten. In Zeiten, in denen VollslavistInnen zu einer mythischen Figur werden, sorgt die Interaktion in interdisziplinären Fachbereichen, in Graduiertenkollegs, Clustern und interdisziplinären Studiengängen und Forschungseinrichtungen dafür, dass größere Zusammenhänge trotz der Spezialisierung nicht aus dem Blick geraten. Ebenso kann die Institutionen- und Qualifikationslogik unseres Fachs (ein slavistisches Postdoc-Projekt zum Barock *muss* sich auf den slavischen Barock konzentrieren) durch eine Forschungslogik erweitert oder durchbrochen werden (über Kooperationen können wichtige slavisch-romanische oder kunsthistorische Bezüge im Barock besser einbezogen werden).

3. Epistemischen Ausschlüssen begegnen

SlavistInnen treffen in kulturwissenschaftlichen Kontexten immer wieder auf die Dominanz ‚westlich‘ konturierter Theorie, wobei westlich hier nicht im geographischen Sinne zu verstehen ist, sondern auf ein Theorieverständnis der ‚Großen Fächer‘ zielt, das sich deutlich auf der Seite der ‚Natur‘ und nicht der ‚Kulturen‘

3 Vgl. hierzu das eindrucksvolle Mittelalterforschungs-Konzept an der University of California, Berkeley.

verortet. Die Kulturtheorie der Kulturwissenschaften versteht sich leider oft als kulturfreier Ort, als vermeintliche *teoria franca*, die ihre eigenen epistemologischen Ausschlüsse selten mitbedenkt. Regionale Studien werden so meist von Nicht-Slavisten als empirische Materialstudien missverstanden, in denen mit zeitlicher Verzögerung nun eben Formen der Hybridisierungen und Kreolisierungen in Osteuropa aufgesammelt wurden. Über gemeinsame kulturwissenschaftliche Forschungen könnte sich die Slavistik besser in die allgemeine Theoriegenese einmischen und methodische Transfers von Begriffen wie „Hybridität“ oder „Transnational“ kritisch begleiten.

Fazit

Kulturwissenschaftliche Arbeiten gibt es in der Slavistik seit mindestens 15 Jahren. In letzter Zeit beobachten Forscher ein zunehmendes Konvergieren des Kulturbegriffs mit dem Begriff des ‚Sozialen‘. Dies erschreckt insbesondere die Philologen unter den Kulturwissenschaftlern, die dadurch weitere angestammte ästhetische und textorientierte Forschungsfelder bedroht sehen. Aus diesem Grunde wurden etwa Rufe nach einer Rephilologisierung oder gar Weltphilologie (Sheldon Pollock) laut, die vor allem in universitären Institutionen vernommen wurden, in denen die Sprachausbildung mangelhaft oder inexistent ist. Trotzdem gab es zwischen der Philologie und den historischen und gegenwärtigen Kulturwissenschaften nie undurchdringliche Grenzzäune. Schon die Philologie des 19. Jahrhunderts besaß immer eine aufklärerisch-humanistische und eine textimmanente Seite, um ihrem Anspruch auf

kulturelle Deutungshoheit gerecht zu werden – auch wenn die Philologie in diesem nationalen Jahrhundert bekanntlich eine sehr deterministische, nationalistische und pseudo-wissenschaftliche Gestalt annehmen konnte.⁴

Insgesamt sehe ich in der kulturwissenschaftlichen Programmatik und in regionalen Verbänden für die Slavistik eine Chance, die im Kalten Krieg eingeübten gesellschaftspolitischen Anpassungs- und Vermeidungsstrategien durch Selbstobjektivierung hinter sich zu lassen, weitere Theorie-Ressourcen sichtbar zu machen und gerade die Mehrfachkompetenz von SlavistInnen in Bezug auf West *und* Ost für den weiteren Aufbau eines gelingenden Zusammenlebens in Europa zu aktivieren. Die Kulturwissenschaften selbst sollten in dieser Phase ihrer Entwicklung selbst ein Interesse daran haben, sich explizit gegenüber regionaler und philologischer Fachexpertise zu öffnen, um damit einer langsamen Verflachung ihres kritischen Potentials zu entgehen.

⁴ Vgl. hierzu die Arbeiten der Romanisten Markus Messling/Ottmar Ette: *Wort. Macht Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie*, München 2013.

Perspektiven der Slavistik – Nachwuchs und Karriere

Von Sandra Birzer (Hamburg/Innsbruck)

„Grenzenlos motiviert – endlos befristet“ – mit diesem Slogan weist die GEW seit einiger Zeit auf zwei grundlegende Probleme des gesamten akademischen Nachwuchses hin: während die langwierige akademische Qualifikationsphase vom Studienabschluss bis zur Habilitation, also bis ins vierte Lebensjahrzehnt hinein, aus mehr oder weniger konsekutiven befristeten Arbeitsverträgen besteht, muss gleichzeitig ein Wegbruch des akademischen Mittelbaus und damit von Dauerstellen jenseits der professoralen Karriere konstatiert werden. Dieser Beitrag soll jedoch nicht die bekannten, allgemeinen Probleme der wissenschaftlichen Karriereplanung aufgreifen, sondern Aspekte thematisieren, die spezifisch für die Slavistik sind. Hierzu gehört die Frage nach Qualifikationswegen, die Auswahl der Objektsprache(n) für die Qualifikationsschriften und das Desiderat spezifisch slavistischer Mentoringprogramme für den Nachwuchs.

1. Qualifikationswege

Seit mehr als 10 Jahren gesellt sich die Juniorprofessur zum „klassischen“ Qualifikationsweg über die Habilitationsschrift. Allerdings existieren in Deutschland insgesamt lediglich sechs slavistische Juniorprofessuren (vgl. Kempgen in diesem Band), von denen mindestens eine mit einem *tenure track* versehen ist und somit allenfalls sehr unregelmä-

ßig zur Ausschreibung kommen wird. Allein aufgrund der geringen Stellenanzahl wird die Juniorprofessur in absehbarer Zeit wohl nicht zu einem prototypischen slavistischen Karriereweg werden.

Auch der klassische Qualifikationsweg über die Habilitationsschrift ist insofern zweispurig geworden, als mittlerweile viele geisteswissenschaftliche Fakultäten neben dem traditionellen zweiten Buch auch die Möglichkeit einer kumulativen Habilitation bieten. Während der Diskurs um die kumulative Habilitation in den philologischen Fächern häufig um den Bruch mit traditionellen Publikationsformen und die Annäherung an naturwissenschaftliche Veröffentlichungspraktiken kreist, werden die praktischen Vor- und Nachteile der beiden Habilitationsarten kaum thematisiert: Da keine Pflicht zur Veröffentlichung der Habilitationsschrift besteht, sind viele Arbeiten lediglich auf universitären Publikationsservern oder – im Falle von Schriften älteren Datums – gar nicht öffentlich zugänglich. Die kumulative Habilitation hingegen basiert auf der Publikation von Teilschriften, die somit in den üblichen Publikationsorganen zugänglich und im besten Fall auch peer-reviewed sind. Auf diese Weise erhalten die Habilitierenden bereits vor Abschluss ihrer Arbeit Rückmeldungen durch einen Personenkreis, der deutlich größer ist als das Fachmentorat allein. Es soll auch darauf hingewiesen werden, dass die DFG seit einiger Zeit bei der

Antragstellung nach Veröffentlichungen „in Publikationsorganen mit einer wissenschaftlichen Qualitätssicherung“, d.h. nach peer-reviewten Publikationen zum Projektthema fragt. Wer auf den Erkenntnissen der Habilitationsschrift ein DFG-Projekt aufbauen möchte, hat bei einem kumulativen Verfahren also einen strategischen Vorteil.

Schließlich soll noch ein Punkt angesprochen werden, der seine besondere Relevanz für die Slavistik erst auf den zweiten Blick enthüllt. Gemeinhin wird angenommen, dass Dissertation und Habilitation die umfangreichsten Forschungsleistungen eines Wissenschaftlers darstellen. Dennoch gewähren viele Universitäten ihren Habilitanden und Juniorprofessoren nach wie vor kein Forschungssemester, obwohl gerade diese Gruppen von einem hohen (und fristgerechten) Output abhängig für ihr weiteres Fortkommen sind. Da in der Slavistik zudem in der Habilitationsschrift mindestens eine andere / weitere Objektsprache als in der Dissertation behandelt werden soll, erfordert eine slavistische Habilitation – anders als beispielsweise eine germanistische – neben der intensiven Auseinandersetzung mit einer neuen Forschungsfrage auch jene mit einer oder mehreren neuen Objektsprachen. Wegen des damit verbundenen Zeitaufwands würden Slavisten von einem Forschungssemester in der Qualifikationsphase besonders profitieren.

2. Wahl der Objektsprachen

In ihrer Übersicht zur Verteilung von Lektoraten haben Kempgen und Fegert (2015) gezeigt, dass jede deutsche Slavistik über ein Russischlektorat verfügt; an zweiter Häufigkeits-

stelle stehen die Polnischlektorate, gefolgt von B/K/S und Tschechisch. Betrachtet man zusätzlich noch die Denominationen der einzelnen Professuren (vgl. Kempgen in diesem Band), wird schnell klar, dass Russisch im Portfolio der Objektsprachen die Berufungschancen deutlich erhöhen dürfte, während eine Kombination ausschließlich kleinerer Sprachen die Chancen wohl schmälert. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass die Wahl der Objektsprache(n) für die Habilitationsschrift auch eine strategische Entscheidung hinsichtlich der Berufungschancen ist. Hieran ist aber nicht nur die Frage nach der Vielfalt vs. Konzentration slavischer Sprachen an einem Standpunkt geknüpft, sondern auch die Frage, welche Konsequenzen die Selbstbeschränkung auf die „großen“ Slavinen für die slavistische Forschung insgesamt hat. Ebenso ist zu bedenken, welche Auswirkungen die inhaltliche Ausrichtung von Professuren hat: so ist beispielsweise die Anzahl der Professuren mit paläoslavistischer Ausrichtung zurückgegangen (vgl. u.a. die Fälle Bonn oder Würzburg), sodass weniger Nachwuchs in diesem Bereich ausgebildet wird. Es bleibt zu hoffen, dass dies nicht langfristig zu einem schmerzhaften Einbruch der Forschung in diesem Bereich führt.

3. Intransparenz von Berufungsverfahren

Spätestens nach Abgabe der Habilitationsschrift beginnt der Bewerbungsmarathon um eine Professur. Weniger die lange Dauer per se als die häufige Intransparenz von Berufungsverfahren führt zu unnötiger Nervenanspannung bei den Bewerbern: es wäre höchst wünschenswert,

dass die an einigen Universitäten bereits gepflegte Praxis, alle Bewerber nach jedem Verfahrensschritt über ihren aktuellen Status zu informieren, allgemeine Anwendung fände. Als Gegenargument wird häufig die Sorge um Konkurrentenklagen abgelehnter Bewerber angeführt; die universitären Rechtsabteilungen können aber sicher entsprechende Formulierungsvorschläge machen.¹

4. Mentoringprogramm für den slavistischen Nachwuchs

An vielen Universitäten haben sich mittlerweile diverse Mentoringprogramme etabliert (vgl. die Übersicht des Deutschen Hochschulverbands <http://www.hochschulverband.de/cms1/mentoring.html>), deren Mehrzahl die Stoßrichtung *diversity management* hat. Hinter den Mentoringprogrammen steht die Idee, dass die Mentees ausgewählte Aspekte der Karriereplanung, die der / die jeweilige Mentee für sich selbst als besonders relevant identifiziert hat, mit einer/m arrivierten Wissenschaftler/in außerhalb der formalhierarchischen Beziehungen, wie sie zwischen Assistent und Ordinarius oder Habilitand und Fachmentorat gegeben sind, reflektiert. Darüber hinaus sollen Mentees und Mentoren gleichermaßen von einem erweiterten Netzwerk profitieren, das sich durch neue Kon-

takte im Rahmen des Programms ergibt.

Nachdem sich der Deutsche Slavistenverband durch die Beschlüsse zur Aufnahme von Promovierten (2007) und Doktoranden (Hamburg 2014) zu einer Vertretung aller in der universitären Slavistik Aktiven gewandelt hat, ist es an der Zeit zu überlegen, wie der Verband seinen eigenen Nachwuchs – und damit die Zukunft der Slavistik – fördern könnte. Eine mögliche Überlegung, die während der Podiumsdiskussion auf dem Gießener Slavistentag geäußert und danach besonders vom Nachwuchs aufgegriffen wurde, ist ein Mentoringprogramm von Slavisten für Slavisten (vgl. auch die Überlegungen dazu in diesem Band). Ergänze sich hieraus zudem eine dichtere slavistische Vernetzung unterhalb der professoralen Ebene, kann sich dies nur positiv auf den Erhalt der Slavistik auswirken.

Literatur

- Birzer, S. 2016. Überlegungen zu einem Mentoring-Netzwerk für Slavisten. *In diesem Heft*, S. 47–52.
- Kempgen, S. 2016. Slavistische Professuren. *In diesem Heft*, S. 59–63.
- Kempgen, S. & H. Fegert. 2015. Die Slavistik und ihre Lektorate. *Bulletin der deutschen Slavistik* 21, 70–72.

1 Zu einer ausführlichen Diskussion des Für und Wider dieser alten Frage vgl. schon die Beiträge «Was ist 'Transparenz'» von Ludger Udolph und «Transparenz ist gut» von Volkmar Lehmann im *Bulletin* 10, 2004, 54–55 bzw. 55–56. An der Situation hat sich seitdem nicht wesentlich etwas geändert.

Digital Humanities – Zukunftschance oder flüchtiger Hype?

Von Roland Meyer (Berlin)

1. Einleitung

Digitalisierung ist auch in der Wissenschaft heutzutage allgegenwärtig. Ob wir Fachliteratur recherchieren, Texte verfassen, Internetquellen nutzen, multimediale Inhalte verwenden, Online-Repositorien für Lehrmaterialien einrichten – stets gehen wir zumindest teilweise mit digitalen Daten um und können uns diese aus Forschung und Lehre genau so wenig wegdenken wie aus dem Alltagsleben. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um eine moderne Form des Werkzeuggebrauchs. Darüber hinaus aber macht seit knapp zehn Jahren ein Arbeitsfeld von sich reden, das die Digitalisierung der Geisteswissenschaften zur eigenen Fachdisziplin erheben möchte: die sog. Digital Humanities (DH). Obwohl ihre klare Abgrenzung als Disziplin mit spezifischen Inhalten schwerfällt, haben sich etliche eigene Lehrstühle, eigene Fachverbände, Fachtagungen und Fachzeitschriften etabliert. Was können nun die DH der Slavistik bieten und wie soll sich die Slavistik zu ihnen verhalten? Ist die Digitalisierung, sind die DH eine vielversprechende Zukunftschance oder nur ein verzichtbarer Modetrend?

2. Was sind Digital Humanities?

Eine Definition der Digital Humanities (DH) fällt notorisch schwer, wie zahlreiche – durchaus auch

selbstironische – Versuche ihrer Akteure belegen¹. Grundsätzlich begreifen sich die DH als Teil der Geisteswissenschaften, der in die Informatik ausgreift und interdisziplinär befruchtend wirkt, dabei aber nicht auf einen bloßen Anwendungsfall der Informatik reduziert werden kann.² Charakteristisch für die DH sind ihre Methoden, weniger ihre Phänomenbereiche; so schließt etwa die *European Association for Digital Humanities* sämtliche Disziplinen in die DH mit ein, welche „research, develop, and apply digital humanities methods and technology“ und nennt explizit Kunstgeschichte, Kulturwissenschaften, Geschichte, Bildverarbeitung, Sprach- und Literaturwissenschaften, Editionswissenschaft und Musikwissenschaft. Diese offene und pragmatische Perspektive liegt schon dem Standardhandbuch von Schreibman et al. (2004) zugrunde. Zu den typischen DH-Verfahren gehören (ohne Anspruch auf Vollständigkeit)

- quantitative und statistische Methoden,

1 Siehe http://www.artsrn.ualberta.ca/taporwiki/index.php/How_do_you_define_Humanities_Computing/_Digital_Humanities%3F.

2 Nach Nerbonne (2015), der allerdings die klassische Unterscheidung in Natur- und Geisteswissenschaften generell in Zweifel zieht, gehört die Informatik ohnehin zu den Geisteswissenschaften.

- die Analyse großer Datenmengen mittels Text- und Data-Mining,
- die Annotation digitaler Textsammlungen (Korpora) mit analytischen Zusatzinformationen und Metadaten sowie die entsprechenden Rechertechnologien,
- raffinierte und erkenntnisleitende Visualisierungen,
- multimediale Inhalte und Werkzeuge,
- die Schaffung und Verwendung offen zugänglicher digitaler Repositorien.

Dabei reflektieren die DH zunehmend die epistemologischen, aber auch die sozialen und moralischen Auswirkungen der Informationstechnologie aus Sicht der klassischen Geisteswissenschaften. Die genannten Methoden bewähren sich natürlich nur an bestimmten (allerdings ständig wachsenden) Phänomenbereichen. Thaller (2012: 11ff.) nennt vier Schwerpunkte: (i) Textanalyse, (ii) Analyse von Informationseinheiten, (iii) Analyse von nicht-textuellen Inhalten, (iv) geisteswissenschaftliche Informatik. Zu (i) zählt er korpusbasierte literaturwissenschaftliche und stilometrische Studien, elektronische Editionen, Computer- und Korpuslinguistik im Allgemeinen. (ii) ist der Aufdeckung quantitativer Zusammenhänge zwischen digital gespeicherten Fakten gewidmet; diese können sehr unterschiedlicher Natur sein – er nennt z.B. (kunst-)historische, sozialwissenschaftliche, geographische, anthropologische oder archäologische. Typische Beispiele hierfür wären Visualisierungen von Beziehungen auf digitalen Landkarten oder auch Computersimulationen. (iii) umfasst v.a. die Digitalisierung und Sammlung von Artefakten des kulturellen Erbes sowie deren geeignete Visualisierung. (iv) ent-

wickelt oder adaptiert Algorithmen für speziell geisteswissenschaftliche informationstechnische Belange und reflektiert die Einflüsse der Informationstechnologie auf die Geisteswissenschaften. Hier seien zur Illustration aus der überwältigenden Vielzahl der DH-orientierten Projekte einige erwähnt:³

1. *Repertorium*:

<http://repertorium.obdurodon.org>
und *Formal Features in Russian Poetry*:
<http://poetry.obdurodon.org>

2. *Republic of letters*:

<http://republicofletters.stanford.edu>

3. *Akustische Datenbank Russische Regionen*: <http://rureg.hs-bochum.de/>

4. *New Media in Ost(mittel)europa*:

<http://www.digitalicons.org>

5. *Visual Linguistics*:

<https://www.bubenhofer.com/sprech-takel/>

6. *ePoetics* (http://129.69.215.152/wordpress/?page_id=6)

3. Wozu Digital Humanities?

Auch wenn der „DH-Hype“ durchaus scharfe KritikerInnen auf den Plan gerufen hat (s.u. Abschnitt 4), spricht doch Vieles dafür, sich mit diesem neuen Forschungsgebiet wohlwollend und ernsthaft auseinanderzusetzen. Die im Folgenden dargestellten Argumente für die DH (und folglich auch für eine stärkere Beteiligung der Slavistik daran) glied-

3 Hier könnte man selbstverständlich auch die großen Nationalkorpora slavischer Sprachen nennen, die sich mit ihren Abfrageschnittstellen immer mehr in Richtung Multimedia und Visualisierung bewegen (v.a. <http://ucnk.ff.cuni.cz>, <http://ruscorpora.ru>, <http://pelcra.clarin-pl.eu/NKJP/>).

dern sich in fachliche und strategische.

Auf der fachlichen Seite verlangen die DH erstens durch ihre starke *Methodenorientierung* auch den Geisteswissenschaften insgesamt eine neue Fokussierung auf ihre Forschungsmethoden und ihre empirischen Grundlagen ab. Die DH stimulieren das Methodenbewusstsein und erfordern klare, geschärfte Forschungshypothesen, denn nur solche lassen sich erfolgreich mit Computerverfahren in Zusammenhang bringen. Sie wirken falschen, nicht durch empirische Daten gedeckten Generalisierungen entgegen und führen die Geisteswissenschaften näher an die heutzutage selbstverständliche empirische Methodologie der Sozialwissenschaften und z.T. der Naturwissenschaften heran. Dabei wenden nicht alle DH-Arbeiten unbedingt statistische Verfahren an; viele große Digitalisierungsprojekte konzentrieren sich lediglich auf die bessere Erschließung und Annotation von Texten und anderen kulturellen Artefakten. Bei der Korpusannotation kommen gleichberechtigt auch regelbasierte Verfahren zum Einsatz.

Innerhalb der Literaturwissenschaften hat die typische DH-Methode des „distant reading“ (Moretti 2013) für einigen Wirbel gesorgt. Die Kommentare reichen von „its findings are not very exciting“ (Kirsch 2014) bis zu „das interessanteste literaturtheoretische Buch, das seit vielen Jahren erschienen ist“ (Bernard 2016). Nicht zu übersehen ist jedoch die methodische Stimulation für das Fach, selbst wenn sie letztlich in einer besser, treffender begründeten Rückkehr zum „close reading“ resultieren mag.

Zweitens erlauben DH-Verfahren, insbesondere die raffinierten Visualisierungen, die Stecknadel im Heu-

haufen großer, teils ungeordneter Datenmengen zu finden. Sie fördern *neue Erkenntnisse* zu Tage, die auf andere Weise gar nicht bzw. nur in völlig unvertretbarer Zeit gewonnen werden könnten – allein die bloße Textlektüre eines relevanten Korpus würde ja Jahre dauern (vgl. Kara 2014). Oft decken sie auch unvermutete Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Datentypen auf, insbesondere wenn eine geographische Kartierung mit ins Spiel kommt (vgl. etwa die o.g. Projekte 2, 3 und 5). Auch wenn die Bewertung dieser Erkenntnisse zu Recht schwanken mag (z.B. aufgrund verzerrter Datengrundlagen), handelt es sich doch zumindest um datengetriebene Generalisierungen, die sehr gut als Ausgangshypothesen für echte Testverfahren taugen.

Drittens zeitigt die den DH inhärente *Interdisziplinarität* viele positive Effekte: DH rekombinieren Erkenntnisse und Verfahren verschiedener Wissensbereiche und wirken dadurch oft äußerst inspirierend. Sie stimulieren die Kooperation über Fachgrenzen hinweg, aber auch innerhalb eines Faches z.B. zwischen den literatur-, kultur- und sprachwissenschaftlichen (Teil-)Disziplinen. Der dafür notwendige Austausch über die Forschungsmethoden führt zu besserem gegenseitigem Verständnis und besserer Überprüfbarkeit der Ergebnisse.

Viertens basieren die DH auf *offen zugänglichen Forschungsdaten* (open access, open source) und fördern so eine demokratische, gleichberechtigte Wissenskultur. Offenheit, Diskutierfreudigkeit und Pragmatismus prägen von Anfang an die Diskursgeschichte der DH (Baum & Stäcker 2015). Das Problem der Nachhaltigkeit und Zugänglichkeit von Forschungsdaten ist für uns alle virulent

(vgl. etwa auch die entsprechenden DFG-Leitlinien).

Fünftens können selbst gänzlich DH-nonaffine WissenschaftlerInnen in ihrer Arbeit von den *fortgeschrittenen Werkzeugen* profitieren, die in den DH erarbeitet werden (wie z.B. Korpuschnittstellen, Visualisierungstools, *Topic map*-Software u.v.a.).

Zu den keineswegs zu vernachlässigenden strategischen Vorteilen zählt, dass Einrichtungen der *Forschungsförderung* den DH insgesamt positiv gegenüberstehen und sie massiv unterstützen – s. etwa die BMBF-Ausschreibungen zu „eHumanities“ oder die großen internationalen Projektverbände CLARIN (<http://www.clarin.eu>) und DARIAH (<http://www.dariah.eu>). Hier gilt es, den Anschluss zu behalten und die stimulierenden, innovativen Aspekte der DH zumindest zu reflektieren. Die zentrale strategische Verheißung der DH besteht jedoch in der Verbesserung der *Beschäftigungsaussichten* für AbsolventInnen innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft. Die o.g. Projekte haben relativ zahlreiche Mitarbeiterstellen zu vergeben. Etliche Professuren in den Geisteswissenschaften wurden in letzter Zeit mit einem DH-Anteil ausgeschrieben, reine DH-Lehrstühle haben sich z.B. in Köln, Passau und Trier konstituiert. Dem fachkräftehungrigen informationstechnischen Arbeitsmarkt können sich AbsolventInnen mit DH-Erfahrungen als aufgeschlossen und kompatibel präsentieren. Abseits der klassischen Programmierertätigkeit ist in Zeiten gesteigerter Benutzerorientierung gerade der Bedarf an Brückenbauern zwischen Geisteswissenschaft und Informatik hoch und wird weiter wachsen.

4. Zur Kritik an den Digital Humanities

Die DH treffen einerseits auf drastische Fundamentalkritik: Sie opferten die traditionellen Methoden der Geisteswissenschaften einem Pseudo-Objektivismus (Kirsch 2014), wobei „Informatisierung wird dabei als Zumutung, als Kulturfrevel und als Anfang des Untergangs der Geisteswissenschaften empfunden“, weil „sich Hermeneutik eben nicht eins zu eins durch Statistik und Stochastik ersetzen ließe“ (Sahle 2015). Hierzu lässt sich m.E. nur anmerken, dass die DH gegenüber guten wissenschaftlichen Gegenargumenten natürlich nicht immun sind; pauschale „Heilsversprechen“ (die allerdings auch gerne medial übertrieben werden) sind genauso wenig angebracht wie pauschale Verteufelung. Dass die Befürchtung einer „feindlichen Übernahme“ der Geisteswissenschaften ins Leere geht (Nerbonne 2015) zeigt sich auch daran, wie aktuelle Ausschreibungen wie eHumanities (BMBF) oder Mixed Methods (Volkswagenstiftung) durchaus die Bedeutung der eigenständigen geisteswissenschaftlichen Verfahren hervorheben, allerdings auch Methodenkritik einfordern. Worin besteht also der inhaltliche Kern der Befürchtungen?

Hafner (2015) befürchtet eine drohende „Verflüssigung des Textes“ und meint damit die Abkehr von argumentativen, kenntnisreichen, tief-schürfenden und langfristig angelegten Werken hin zu offen im Internet zugänglichen, schnelllebigen Texten, womöglich noch in unklarer Autorschaft. Auch Fish (2012a) kritisiert (knapp ausgedrückt) die Entwicklung vom Fachbuch zum Blog, der wissenschaftliche Verlässlichkeit dem Hunger nach der neuen Attraktion opfert. Nun ist das Feld wissen-

schaftlicher Textproduktion insgesamt bunter geworden – in der Linguistik sind z.B. seit etlichen Jahren sog. Squibs in Mode gekommen, welche auf wenigen Seiten meist nur eine Idee explizieren und damit die fachliche Diskussion inspirieren. Dennoch steht völlig außer Frage, dass Wissenschaftler selbst höchstes Interesse an Renommee und Zitierfähigkeit ihrer Werke haben, und dass sich auf Blogs und Wikipedia-Artikel keine wissenschaftliche Karriere gründen lässt. In Frage steht hier die Rolle von open access, neuen Publikationsformen, Autorschaft, Autorität und Qualitätssicherung. Die DH favorisieren offene Publikationsformen, können aber v.a. auch dazu beitragen, die Chancen und Risiken neuer, digitaler Publikationsweisen realistisch abzuschätzen und diese entsprechend zu gestalten.

In einem weiteren Blogbeitrag (!) führt Fish (2012b) an einem Minimalbeispiel seine eigene textanalytische Methode vor – vom charakteristischen Einzelbeleg über Hermeneutik und Hintergrundwissen zur erhellenden Interpretation – und kontrastiert diese mit der Datensammelwut der DH, welche bei maximalem technischem Aufwand nur unwesentliche Beobachtungen erziele. In der Welt der DH sei für Autoren wie ihn, deren Kritik unterscheiden könne „between what is relevant and what is noise, between what is serious and what is mere play“, kein Platz. Pikanterweise seziert der Phonologe Mark Liberman (2012) in einem Blogbeitrag (!) Fishs vermeintliche Beobachtung und weist durch „a trivial application of statistical methods, humanistic or not“ nach, dass hier keinerlei beschreibenswerte Auffälligkeit vorliegt.

Was zeigt dieses Beispiel? Die zugrundeliegenden methodologischen

Auseinandersetzungen sind keineswegs neu, sie werden nur durch die rechenstarken digitalen Verfahren befeuert und verschärft; die DH provozieren – richtig verstanden – zur Beschäftigung mit den eigenen methodischen Grundlagen. Dies gilt natürlich umgekehrt ebenso für „Big data“ in den Geisteswissenschaften: Raffiniert visualisierte Zusammenfassungen (Clustering, Klassifikation) großer Datenmengen sind eben kein Ersatz für hypothesenprüfende Verfahren, wie Grzybek (2015) auf dem Gießener Slavistentag beeindruckend klarstellte. Bestenfalls können sie der Generierung empirisch plausibler Hypothesen dienen, von denen dann vielleicht einige auch interessant und testenswert sind. Dieser Einwand gilt freilich für „Big data“ in allen Bereichen, nicht nur in den DH.

5. Digitale Slavistik?

Kann nun also DH auch der Slavistik Impulse verleihen, sollte die Slavistik sich in die DH einbringen? Sind die DH gar eine wichtige Zukunftshoffnung für unser Fach?

Abgesehen von inhaltlichen Fragen sind bessere Chancen beim Berufseinstieg für sich genommen schon kein schlechtes Argument. Slavistik-AbsolventInnen, die über die üblichen Bürosoftware-„soft skills“ hinaus über echte Kompetenzen in digitalen Verfahren verfügen, besetzen eine vielversprechende Nische auf dem Arbeitsmarkt.

Auch als Fach könnte die Slavistik in vielfältiger Weise von frischem Wind aus Richtung der DH profitieren: Professionelle Werkzeuge, Methodendiskussion und vertieftes Methodenbewusstsein, neue fachinterne

und -externe Kooperationsmöglichkeiten, höhere Sichtbarkeit durch Aktualität, Inspiration und wissenschaftliche Herausforderung – dies sind nur einige der positiven Argumente. Natürlich wird nicht jede/r sich für DH interessieren (zumal wenn er/sie rein theoretisch und wenig empirisch orientiert ist). Dass die DH aber ohne inhaltliche Bewährung kritiklos und mit zerstörerischer Wirkung übernommen würden, scheint mir zumindest im deutschen Kontext derzeit nicht zu drohen (s. etwa die problembewussten Thesen, s. Links).

Die Slavistik kann hier z.T. sogar an reichere Traditionen anknüpfen als andere Fächer. Vielfach genannt werden z.B. Vladimir Propp und die russischen Formalisten als Wegbereiter für heutige DH-orientierte Arbeiten; ergänzt werden könnte die hochentwickelte slawische quantitative Linguistik. Zu erwähnen sind auch bereits seit Langem konsequent verfolgte technologische Innovationen, wie z.B. Sebastian Kempgens professionelle Unicode-Fonts, die Beiträge zu internationalen Standards, David Birnbaums beispielgebende Projekte, und vor allem die im internationalen Vergleich führenden Nationalkorpora des Tschechischen, Polnischen und Russischen. Das Schlusswort gehört John Nerbonne (2015): „schließlich wird die Arbeit in den Digital Humanities innovativ, aufregend und stimulierend sein.“

Zitierte Literatur

Baum, Constanze und Thomas Stäcker (2015): Die Digital Humanities im deutschsprachigen Raum. Methoden – Theorien – Projekte. In: dies. (eds.). <http://zfdg.de/node/131>.

Baum, Constanze & Thomas Stäcker (eds.) (2015): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, Sonderband 1.

Bernard, Andreas (2016): Der Gewinner der Digitalisierung. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 13.03.2016.

Fish, Stanley (2012a): The Digital Humanities and the Transcending of Mortality. *The New York Times*, 09.01.2012. <http://opinionator.blogs.nytimes.com/2012/01/09/the-digital-humanities-and-the-transcending-of-mortality/>.

Fish, Stanley (2012b): Mind Your P's and B's: The Digital Humanities and Interpretation. *The New York Times*, 23.01.2012.

<http://opinionator.blogs.nytimes.com/2012/01/23/mind-your-ps-and-bs-the-digital-humanities-and-interpretation/>.

Grzybek, Peter (2015): „Πραξις · τέχνη · θεωρία · ἐπιστήμη ? Praxis/Praktik – Technik – Theorie – Wissenschaft?“ 12. *Deutscher Slavistentag, Justus-Liebig-Universität Gießen*, 1.–3.10.2015.

Hafner, Urs (2015): Geist unter Strom. „Digital Humanities“ und die Geisteswissenschaften. *Neue Zürcher Zeitung*, 20.7.2015.

<http://www.nzz.ch/feuilleton/geist-unter-strom-1.18582482>.

Kara, Stephanie (2014): Zwischen den Zeilen. *Die Zeit*, Nr. 35, 21.08.14. <http://www.zeit.de/2014/35/big-data-linguistik-geisteswissenschaften>.

Kirsch, Adam (2014): Technology Is Taking Over English Departments. The false promise of the digital humanities. *The New Republic*, 02.05.2014. <https://newrepublic.com/article/117428/limits-digital-humanities-adam-kirsch>.

Liberman, Mark (2012): The “dance of the p's and b's”: truth or noise? *Language Log*, 26.01.2012. <http://languagelog.ldc.upenn.edu/nll/?p=3730>.

Moretti, Franco (2013): *Distant reading*. London.

- Nerbonne, John (2015): Die Informatik als Geisteswissenschaft. In: Baum & Stäcker (eds.). http://www.zfdg.de/sb001_003.
- Sahle, Patrick (2015): Digital Humanities? Gibt's doch gar nicht! In: Baum & Stäcker (eds.). http://www.zfdg.de/sb001_004.
- Schreibman, Susan, Ray Siemens & John Unsworth (eds.) (2004): *A Companion to Digital Humanities*. London—New York. <http://www.digitalhumanities.org/companion/>.
- Thaller, Manfred (2012): Controversies around the digital humanities: an agenda. *Historical Social Research*, 37(3): 7–23. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-378617>.
- Alle online-Quellen: letzter Abruf 6.5.2016.

Links

<http://www.slavic-dh.org/>
<https://digitalhumanities.stanford.edu/projects>
<http://www.kcl.ac.uk/artshums/depts/ddh/>
<http://www.ucl.ac.uk/dh/projects>
<http://www.dig-hum.de/thesen-digital-humanities-2020>
http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/sind_die_digital_humanities_die_nerd_ecke_innerhalb_der_geisteswissenschaften?nav_id=4734

Slavistik als „Kleines Fach“ und die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik

Von Sebastian Kempgen (Bamberg)

1. Einleitung

Wenn man sich mit den Perspektiven der Slavistik beschäftigt, dann gilt es zugleich, zwei Aspekte einzubeziehen, aber auch auseinanderzuhalten: erstens ist zu fragen, ob es um genuin slavistische Probleme und Perspektiven geht oder ob beobachtete Befunde und vorgeschlagene Rezepte eher für die Geisteswissenschaften, speziell die Nachbarwissenschaften der Slavistik, allgemein gelten. Mit den Nachbarwissenschaften sind hier insbesondere die modernen westeuropäischen Philologien Germanistik, Anglistik und Romanistik gemeint. Die Notwendigkeit einer solchen Differenzierung gilt in ähnlicher Weise auch für philologische Fächer wie die Klassische Philologie, die Skandinavistik, die Orientalistik usw., die mancherorts Nachbarfächer der Slavistik sind.

Zweitens ist zu bedenken, daß die Slavistik an ihren jeweiligen Standorten immer auch abhängig von der Hochschulpolitik der jeweiligen Universitätsleitungen ist. Dabei kann die Slavistik an einem Standort durchaus – mit anderen Fächern – profilbildend sein, an anderen Standorten hingegen von untergeordneter Bedeutung sein und die strategischen Entscheidungen ihrer Unileitungen nur hinnehmen müssen. Hier kommt dann sofort das Stichwort der „Kleinen Fächer“ ins Spiel, die einerseits die Gefahr der Marginalisierung be-

deuten, umgekehrt aber auch Teil einer aktiven Förderung sein können. Selbstverständlich gibt es zwischen den extremen Positionen immer auch die neutralere, mittlere Haltung, in der ein Fach weder unmittelbar bedroht ist, aber auch nicht speziell gefördert wird. Mit anderen Worten: für die Slavistik ist es, weil sie nicht selbstverständlich zu dem Spektrum derjenigen Fächer gehört, die quasi automatisch an einer Universität vertreten sind, immer auch essentiell, die Haltung ihrer Universitätsleitung zu den Kleinen Fächern zu kennen und einzukalkulieren.¹

Mit der Analyse dessen, was speziell slavistisch an den in diesem Heft und andernorts thematisierten Problemen der Disziplin sein dürfte und wo sie eher als Teil der Geisteswissenschaften zu betrachten ist, wollen wir uns hier nicht im speziellen beschäftigen, sondern uns vielmehr der zweiten Frage etwas genauer widmen, bei der die Slavistik selbstverständlich auch als Teil der Geisteswissenschaften betrachtet wird. Es möge zum ersten Bereich die Anmerkung genügen, daß es offensichtlich scheint, daß auch einige der in diesem Heft versammelten

1 Eine Kartierung der Slavistik-Standorte findet man auf der Webseite der „Mainzer Arbeitsstelle Kleine Fächer“ unter <https://www.kleinefaecher.de/Slavistik/>. Auch die Definitionen, welches Fach als „Kleines Fach“ gilt, kann man hier nachlesen.

Podiumsbeiträge solche Aspekte beinhalten: das Selbstverständnis der eigenen Disziplin im Hinblick auf ein Teilfach wie die Kulturwissenschaft, der Anschluß an Strömungen wie die Digital Humanities, aber auch die Nachwuchsförderung in Graduiertenschulen usw. Umgekehrt ist aus der Binnensicht der Slavistik heraus offensichtlich, daß z.B. die Internationalen Kongresse der Slavistik und deren Modalitäten ein spezielles Problem des Faches darstellen, das es so in den anderen Philologien schon gar nicht mehr gibt – siehe dazu den Beitrag von Gerd Hentschel in diesem Heft (S. 18ff.).

2. Die Slavistik – (k)ein „Kleines Fach“

Die Mainzer Arbeitsstelle nennt folgende Kriterien für Kleine Fächer in Abgrenzung 'nach oben':

„Die Abgrenzung zu mittleren und großen Fächern erfolgt über die folgenden quantitativen Kriterien:

- Zahl der Professuren: Um noch als Kleines Fach zu gelten, sollte ein Fach die Höchstzahl von drei Professuren an nicht mehr als zwei Standorten überschreiten. Oder:
- Zahl der Universitätsstandorte (struktureller Bestand in der Fläche): Ein Fach gilt als klein, wenn es an höchstens 10% der deutschen Universitäten vertreten ist (d.h. an maximal acht der erfassten Standorte).“²

Um die Gültigkeit dieser Kriterien für die Slavistik zu überprüfen, formuliert sie besser positiv um und

fragt also: 1) Hat die Slavistik an deutschen Universitäten an mindestens drei Standorten mehr als drei Professuren? 2) Ist die Slavistik an mindestens neun Universitätsstandorten vertreten?

Da in der zitierten Formulierung beide Kriterien mit einem „oder“ verknüpft sind, bedeutet das nach üblicher Logik, daß nur eines der beiden Kriterien erfüllt sein muß, um als Kleines Fach zu gelten, bzw. umgekehrt, man müßte nur belegen, daß eines der beiden Kriterien auf die deutsche Slavistik nicht zutrifft, damit sie nicht länger als Kleines Fach betrachtet werden dürfte.

Betrachten wir also, wie die Slavistik im Hinblick auf diese Kriterien dasteht.

Zur Zahl der slavistischen Professuren gibt ja glücklicherweise das in jedem Bulletin abgedruckte „Who is Where“ leicht Auskunft. Nehmen wir den letzten verfügbaren Stand, also den von 2015, als Referenz. Mehr als drei Professuren haben die Humboldt-Universität (nämlich 8, inkl JP), die Justus-Liebig-Universität Gießen (nämlich 4), die Universität Hamburg (ebenfalls 4, inkl. 1 JP), die Friedrich-Schiller-Universität Jena (wiederum 4, inkl. einer neuen Stiftungsprofessur), die Universität Leipzig (nämlich 6, sogar exkl. des in der Kunstgeschichte angesiedelten kunstwissenschaftlichen Lehrstuhles) und die Universität Regensburg (4, wenn man die neue Professur für Slavisch-jüdische Studien als slavistische Professur mitzählt).

Mit anderen Worten: selbst wenn man hin oder her diskutiert, ob Juniorprofessuren mitzählen oder nicht, ob die Fachdidaktiken mitzählen oder nicht, ob bestimmte Randbereiche mitzählen oder nicht, so läßt sich nicht wegdiskutieren, daß die Slavi-

2 So auf der Seite <https://www.kleinefaecher.de/in-abgrenzung-zu-grossen-faechern/>.

stik an vier Standorten das genannte Kriterium deutlich und ohne jedes Wenn und Aber erfüllt (Berlin, Gießen, Leipzig, Jena), an zwei weiteren Standorten nominell ebenfalls (Hamburg, Regensburg). Ein klares Faktum, sollte man meinen, das die deutsche Slavistik übrigens vornehmlich Gießen zu verdanken hat, wenn man die Genese der Standorte betrachtet (Berlin und Leipzig waren immer schon groß, Gießen ist es durch die Zusammenlegung mit Marburg geworden, Jena erst jüngst durch die Alexander-Brückner-Stiftungsprofessur).

Was die Anzahl der Standorte betrifft, so verzeichnet das gleiche „Who is Where“ bei konservativer Zählung ca. 30 Standorte, an denen das Fach als philologisches Fach vertreten ist.³ Eine ebensolche Zahl verzeichnet die Webseite der Arbeitsstelle selbst. Damit wird auch das zweite Kriterium deutlich erfüllt und weit übertroffen.

Die historische Betrachtung auch nach den Ausführungen auf der Webseite der Arbeitsstelle Kleine Fächer ergibt keine handfesten Kriterien außer dem offensichtlichen Faktum, daß die Slavistik in Deutschland nie ein Massenfach war und ist. Die Arbeitsstelle selbst spricht aber nicht von einer Dualität Massenfach vs. Nicht-Massenfach, wobei Nicht-Massenfächer automatisch kleine Fächer sind, sondern spricht von kleinen, mittleren und großen Fächern – siehe das oben genannte Zitat.

Fazit: in Bezug auf beide oben zitierten Kriterien ist die Einordnung der Slavistik als Kleines Fach nach den eigenen Kriterien der Arbeitsstelle falsch! Man

3 Mainz und Germersheim werden hierbei z.B. nur als ein Standort gezählt, die FU Berlin nicht berücksichtigt usw.

muß also einfach nur einmal genau nachzählen.⁴

Die Abgrenzung der Kleinen Fächer „nach unten“ ist für die Slavistik ebenfalls völlig unkritisch und braucht hier nicht weiter thematisiert zu werden.⁵ Wichtig ist nur, daß die hier getroffenen Aussagen für die Slavistik als ganze gelten. Betrachtete man die gleiche Frage auf der Ebene von Teilfächern (Sorabistik, Bohemistik, Bulgaristik usw.), so würde man für diese zugegebenermaßen zu anderen Ergebnissen kommen. Ebenso kommt man natürlich zu teilweise anderen Ergebnissen, wenn man einen einzelnen Standort betrachtet: an dem die Slavistik selbstverständlich klein sein, marginal sein, aber oft eben auch „normal“ ausgebaut. Aber es geht ja in dieser allgemeinen Betrachtung nicht um den einzelnen Standort.

Daß die Slavistik sich also nicht zu verstecken braucht, eigentlich kein „Kleines Fach“ ist, sondern hier etwas selbstbewußter auftreten könnte, sei noch einmal in aller Deutlichkeit gesagt. Dies gilt im übrigen auch für die Studierendenzahlen. Wenn man inkl. aller Dienstleistungen (Sprachkursen z.B.) von ca. 10.000 Studierenden in Deutschland ausgehen kann, wie die verbandsinternen Statistiken belegen, dann zeigt auch dieses Kriterium, daß wir es zwar mit der kleinsten modernen Fremdsprachenphilologie zu tun haben, aber

4 Auf eine Vorversion des vorliegenden Beitrages hin hat die Mainzer Arbeitsstelle in einer Mail vom 9.5.16 bestätigt, daß die hier formulierte Analyse richtig ist. Die Einordnung der Slavistik unter die kleinen Fächer ist tatsächlich nur historisch verständlich und geht auf das Potsdamer Vorgängerprojekt zurück.

5 Vgl. <http://www.kleinefaecher.de/in-abgrenzung-zu-spezialgebieten/>.

nicht mit einem Kleinen Fach und erst recht nicht mit einer Orchidee.⁶

3. Geisteswissenschaften und Hochschulpolitik

Wir wollen an dieser Stelle auf die Gedanken aufmerksam machen, die Hans Ulrich Gumbrecht (Stanford) auf einem Festvortrag am 11. Mai 2015, fast genau vor einem Jahr also, auf der Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz vorgelesen hat. Der Vortrag hatte den Titel „Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – und wo ist ein Ende in Sicht?“⁷. Geisteswissenschaftliche Fächer müssen in ihr Kalkül unbedingt auch solchen Input einbeziehen, den Unileitungen ihrerseits bekommen, denn solch ein Input wird früher oder später, direkt oder indirekt irgendwo Folgen zeitigen, was man u.a. auch daran sieht, daß der gleiche Redner seinen Vortrag auf Einladung einer Hochschulleitung noch einmal für die dortigen Geisteswissenschaften gehalten hat (Hamburg, 29.4.15) – eine Zusammenfassung läßt sich online nachlesen⁸.

6 Daß die Slavistik in Bezug auf ihre 'Zuständigkeit' weder areal betrachtet noch nach der Sprecherzahl noch nach der Zahl der Sprachen irgendwie „klein“ genannt werden kann, fällt nicht unter die genannten Kriterien, ist deshalb kein schlagendes Argument, stimmt aber natürlich unbestritten.

7 Der Vortrag ist öffentlich zugänglich unter der Adresse https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/HRK-JV_2015_-_Festvortrag_Professor_Gumbrecht.pdf.

8 Vgl. <https://www2.uni-hamburg.de/newsletter/mai-2015/gibt-es-eine-krise-der-geisteswissenschaften-vortrag-von-prof-dr-dr-h-c-mult-hans-ulrich-gum>

Gumbrecht stellt zunächst die Existenzfrage der Geisteswissenschaften in ganz radikaler Weise: könnte die Menschheit ohne sie überleben (p. 2)? In dieser allgemeinen Form gelten diese Frage und die Antwort („ja“) natürlich für weit mehr Wissenschaften, wenn nicht für alle – so müßte man ihm entgegenhalten. Provokativ muß für Hochschulpolitiker und ernüchternd für die betroffenen Geisteswissenschaften sein, wenn Gumbrecht weiter behauptet, die Exzellenzinitiative in Deutschland habe an der Krise der Geisteswissenschaften irgendetwas geändert: „Sie sind nicht schlechter, aber auch nicht besser geworden“ (p. 3). Am Geld, der Finanzierung, kann es also nicht liegen, sondern an einer „Situation der Orientierungslosigkeit“ (p. 3). Er skizziert im weiteren zunächst die Entwicklungen und Veränderungen, die die Geisteswissenschaften in Stanford durchgemacht haben: Immer öfter würden die Kurse abgewählt, wenn nur eine Wahl bestehe, sie seien also unpopulär geworden, was jedoch nicht bedeute, daß es nicht immer noch eine – kleiner gewordene – dezidiert an ihnen interessierte Gruppe Studierender gäbe. Diese Darlegungen sind insofern aufschlußreich, weil Entwicklungen in den USA sehr oft – mit der gebührenden zeitlichen Verzögerung – entsprechende Entwicklungen in Europa nach sich ziehen. Wer heute beobachtet, was sich an führenden amerikanischen Universitäten tut, weiß, was morgen (oder übermorgen) in Europa der Fall sein dürfte.

Gumbrecht fährt fort, die Genese der Geisteswissenschaften als solcher zu beleuchten, die sich – nach seinem

Verständnis – am Ende des 18. Jh. und Anfang des 19. Jh.s entwickelt haben, in der Zeit Napoleons also, nach der französischen Revolution, im Zeitalter der Aufklärung, als die Grundlagen für unser modernes Verständnis von Bürgerrechten und für demokratisch legitimierte neuzeitliche Staaten gelegt wurden. Der Autor skizziert die Veränderungen, die in der genannten Zeit stattgefunden haben, philosophiegeschichtlich, weniger kultur- und geistesgeschichtlich, wie wir es hier getan haben. Das ändert jedoch nichts an den Schlußfolgerungen: diese Neuorientierung habe notwendig gemacht, daß man sich, um die Zukunft aktiv und rational gestalten zu können, aktiv mit der Vergangenheit habe auseinandersetzen müssen. Diese „normativen Modelle für die Gegenwart“ habe die zunächst historisch ausgerichtete neue Geisteswissenschaft bereithalten können, vor allem in Deutschland, sie habe also der Gesellschaft zur Orientierung gedient. Diese Rolle sei Ende des 19. Jh.s in eine Krise geraten (p. 11), weil nunmehr die Naturwissenschaften aufkamen und, so könnte man sagen, mit ihrem Fortschrittsglauben, der Technologisierung, dem Glauben an die Machbarkeit und die Beherrschbarkeit der Natur die Geisteswissenschaften ihrer ursprünglichen Rolle als Orientierungshilfe beraubt hätten. In diesem Umschwung liege der Kern der geisteswissenschaftlichen Krise und halte bis heute an.

Nach einer gewissen Instrumentalisierung oder Anbiederung von Teilen der Geisteswissenschaften an die Diktaturen des 20. Jh.s sei nach deren Überwindung erst „eine Haltung des Quietismus“, dann aber in der Nachkriegszeit (übrigens zeitlich mit dem Aufbruch unter Kennedy und der ‘British Invasion’ mit den Beatles)

eine „Theorie-Explosion“ eingetreten (p. 12), die drei Jahrzehnte Bestand gehabt habe, in den letzten beiden Jahrzehnten aber versiegt sei. Die Universitäten würden heute – eher als früher – als „Ort der Berufsausbildung“ verstanden und hätten sich fortgesetzt sozial geöffnet (p. 13). Besonders erfolgreich seien in den letzten Jahrzehnten solche Universitäten gewesen, die sich in (relativ) kleinen Städten befänden und ihr Profil als TU mit kleiner, aber feiner Geisteswissenschaft gestaltet hätten (p. 15). Dort seien sie erfolgreich, weil sie dort die intellektuellen Herausforderungen artikulieren könnten (p. 16), die wiederum bestimmte Grundüberzeugungen anderer Disziplinen infrage stellten. Universitäten also „als Ort intellektueller Erneuerung“ (p. 18). Technik- und Naturwissenschaften könnten unsere Welt einfacher, verstehbarer machen, die Rolle der Geisteswissenschaften aber sei es, sie komplexer zu machen: neue Fragestellungen zu formulieren, „neue Fragen aufzuwerfen“ (p. 19). Geisteswissenschaften müßten „riskant denken“ und zur Komplexitätssteigerung beitragen. „Lösungen“ würden von ihr nicht erwartet (p. 19), sondern neue Denkansätze.

Gumbrecht schließt mit einigen vorsichtig formulierten Empfehlungen. Wenn Universitäten nun mal als Stätten der Berufsausbildung verstanden würden, dann brauche es so viele Hauptfach-Geisteswissenschaftler wie bislang wohl in der Tat nicht. Andere Modelle könnten aber hinzutreten: Orientierungsphasen mit obligatorischen Kursen in Geisteswissenschaften für alle, wie z.B. in St. Gallen praktiziert, mit intellektuellen Herausforderungen also, denen sich auch spätere Ingenieure und Ökonomen stellen sollten (p. 21). Ferner rät er der Geisteswissenschaft, sich

nicht am gleichen Forschungsbegriff wie die Naturwissenschaften messen zu wollen. „Kontemplation“, also die vertiefte Beschäftigung mit Texten etwa, sei eine bessere Beschreibung für einen – charakteristischen – Teil ihrer Tätigkeit (p. 22). Voller Überzeugung rät er ferner dazu, diese intellektuellen Herausforderungen stets im Dialog mit Studierenden zu suchen und dabei seine eigene Begeisterung zu zeigen (p. 22).

Diese Anregungen lassen sich auch so übersetzen: Es nutzt nichts, den geisteswissenschaftlichen Rechtfertigungsdiskurs weiter zu betreiben und immer neue Beispiele und Belege für gesellschaftliche Relevanz zu suchen oder zu konstruieren. Ebenso wenig nutzt es der Rechtfertigung der Geisteswissenschaft, immer abseitigere Analysen drittklassiger Autoren zu verfassen: derlei kann man unendlich fortsetzen, ohne daß dabei intellektuelle Herausforderungen zu meistern sind.

Was aber nutzen kann, wäre die Einsicht, daß man weder methodisch noch theoretisch den Naturwissenschaften hinterherhecheln muß, um eine Existenzberechtigung zu haben. Diese gewinnt man eher, in dem man sich mit Fächern wie Sozial- und Wirtschaftswissenschaften verbündet, gemeinsame Studienprogramme entwickelt statt sich abzuschotten. Längst wird in Fächern wie der BWL auch interkulturelle Kompetenz und Psychologie im Umgang mit Menschen gelehrt – wäre das nicht eigentlich eine Domäne der Geisteswissenschaften, so daß sich hierbei eine Zusammenarbeit anbietet? Die BWL würde und müßte erkennen, daß es andere Disziplinen gibt, die bei solchen Gegenständen die eigentlichen Fachleute sind, und die Geisteswissenschaften bräuchten noch nicht einmal einen Gedanken daran

zu verschwenden, warum solche Kompetenzen in der Gesellschaft wichtig sind: es wäre evident.

Unverzichtbar werden Geisteswissenschaften also nicht dadurch, daß sie für sich selbst immer wieder neue Forschungsfragen entwickeln, dabei aber in den Grenzen der eigenen Disziplin bleiben. Relevant werden sie in Kooperation vor allem mit den Disziplinen, die heute der Gesellschaft als Orientierung dienen: den Naturwissenschaften und der Technik, den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Es braucht also ein noch radikaleres Umdenken, was universitäre Kooperationen betrifft, grundsätzlichere Umgestaltungen von Hochschulstrukturen und gemeinsame Neuentwicklungen von Curricula. Digital Humanities sind dafür ein gutes Beispiel und ein guter Ansatz der Zusammenarbeit mit einer Disziplin (vgl. den Beitrag von Roland Meyer in diesem Heft, S. 33–39), aber noch kein Allheilmittel.

Was wir brauchen, ist also ein Mehr an Kooperation und Vernetzung, aber nicht nur zwischen den Vertretern der jeweils gleichen Disziplinen, sondern mit den Disziplinen in all den nicht-geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Dabei spielt es dann letztlich auch keine Rolle, ob man ein kleines Fach ist oder nicht. Die Slavistik hat hier jedenfalls – wie andere Fächer auch – eine „Bringeschuld“ (Wingender, in diesem Heft, S. 9) und muß es „selbst in die Hand nehmen“ (Sonnenhauser, in diesem Heft, S. 13).

Überlegungen zu einem Mentoring-Netzwerk für Slavisten

Sandra Birzer (Hamburg/Innsbruck)

Fachmentorat, Graduiertenschulen, Promotionskollegs – wozu noch ein Mentoring-Netzwerk für Slavisten einrichten?

Nach einem kurzen Überblick über bereits existierende Betreuungsangebote für Promovenden und Habilitanden soll dieser Beitrag aufzeigen, welchen Mehrwert ein spezifisch slavistisches Mentoring-Netzwerk bringen kann.

Generell lässt sich feststellen, dass sich die Situation von Promovenden und Habilitanden in den letzten Jahren in einigen Punkten gebessert hat.

Mittlerweile werden vielerorts Betreuungsvereinbarungen zwischen Doktorvater bzw. -mutter und Promovend geschlossen und viele Habilitationsordnungen sehen Fachmentorat vor. Hierdurch wird sichergestellt, dass die Qualifikationsschriften inhaltlich umfassend betreut und im Fall des Fachmentorats auch die wissenschaftlichen Voraussetzungen für eine akademische Karriere bestmöglich erfüllt werden. Gleichzeitig müssen aber v.a. im letzteren Fall einige *soft skills* erworben bzw. ausgebaut und eine ganze Reihe von – oft sehr weit ins Privatleben hineinreichenden – Entscheidungen getroffen werden, die gerade bei geringer Vertrautheit mit dem deutschen Hochschulsystem (z. B. bei ausländischen Doktoranden und Habilitanden) umso unüberschaubarer wirken. Reflexion über diese „zwischenmenschlichen“ Aspekte ist – zumindest auf der rein formalen Ebene – durch das Fachmentorat nicht abge-

deckt, im Entscheidungsprozess aber ungemein hilfreich. An diesem Punkt setzen Mentoring-Netzwerke an: Sie unterstützen Mentees auf der Suche nach einem Mentor, der dem Mentee in seiner jeweiligen persönlichen Situation die besten Anstöße für die Reflexion ebenjener „zwischenmenschlichen“ Aspekte der akademischen Karriere geben kann. Der Mentor ist also eine Vertrauensperson, die dem Mentee andere Perspektiven auf dessen eigene Situation eröffnen soll, als er sie innerhalb des wissenschaftlichen Betreuungsverhältnis – wie gut diese Verhältnis auch jeweils sein mag – gewinnen kann.

Graduiertenschulen bieten neben einer engmaschigen Betreuung gute Möglichkeiten zur interdisziplinären Vernetzung, da ein übergeordnetes Thema aus unterschiedlichen fachwissenschaftlichen Perspektiven beleuchtet wird. Dieser auf ein Einzelthema fokussierten Vernetzung steht die breite Vernetzung innerhalb der eigenen Fachdisziplin gegenüber, die vor allem ab der Habilitationsphase, deren Ziel ja auch die breitere inhaltliche Aufstellung des Kandidaten ist, einen immer wichtigeren Raum einnimmt. Ein spezifisch slavistisches Mentoring-Netzwerk befördert ebendiese breite intraslavistische Vernetzung.

Im Übrigen zeigt eine Aufstellung des Deutschen Hochschulverbands (<http://www.hochschulverband.de/cms1/mentoring.html>), dass fachspezifische Mentoring-Netzwerke unter

den insgesamt mehr als 50 Programmen nicht so ungewöhnlich sind, wie es auf den ersten Blick scheint. So bieten drei Universitäten spezielle thematische Programme für Mediziner und vier Programme wenden sich an Frauen in naturwissenschaftlichen Fächern. Die übrigen Programme entspringen der Leitidee der Gleichstellung und wenden sich überwiegend an Nachwuchswissenschaftlerinnen, einige wenige auch an Studierende und Wissenschaftler mit Migrationshintergrund. Das Mentoringnetzwerk Thesis (www.thesis.de) setzt sich hiervon ab, da es von Promovenden für Promovenden unterhalten wird und sich als interdisziplinäres Netzwerk von Promovenden und Promovierten versteht. Die thematische Ausrichtung eines Mentoring-Netzwerks ist also nicht neu; ein Novum wäre allerdings, dass ein Fachverband sein eigenes Mentoring-Netzwerk unterhält – aber warum sollte die Slavistik hier nicht Vorreiter sein? Schließlich ist die Slavistik durch eine ganze Reihe von Spezifika gekennzeichnet – beispielsweise strategische Überlegungen bei der Wahl der Objektsprachen oder die Tatsache, dass viele Nachwuchsforscher aus slavischen Ländern kommen und mit dem deutschen Hochschulsystem nicht ausreichend vertraut sind, sowie die Notwendigkeit, Muttersprachler bzw. Herkunftssprecher und Fremdsprachenlerner in einer gemeinsamen Veranstaltung zu unterrichten –, bei denen nur ein fachinterner Mentor sinnvoll beraten kann.

Im Folgenden soll kurz die übliche Struktur von Mentoringprogrammen umrissen werden, an die sich ein paar Vorschläge zu spezifisch slavistischen Programmpunkten anschließen.

In den bereits etablierten Programmen dauert ein Durchgang in der Regel 2–3 Jahre, wobei es natürlich jedem Mentor-Mentee-Paar freigestellt ist, den Kontakt nach Programmende weiter fortzusetzen.

Die meisten Mentoringprogramme laufen auf drei Schienen: zum einen die individuell organisierten, auf die persönlichen Bedürfnisse der Mentees abgestimmten Treffen von Mentor und Mentee, zum anderen Zusammenkünfte aller Mentees (und idealerweise Mentoren) zum informellen Austausch („Netzwerktreffen“), die von diversen Fortbildungsangeboten flankiert werden.

Die Form und Ausgestaltung der individuellen Treffen (z. B. persönlich oder telefonisch) bleibt in der Regel dem Mentor-Mentee-Paar überlassen; viele Mentoringprogramme bitten jedoch vor Start um eine Selbstverpflichtung von Mentee und Mentor, in der die Themen festgehalten werden, zu denen sich der Mentee Beratung erhofft, sowie eine Mindestanzahl von jährlichen Treffen, in der Regel zwei.

Da die Mentoringprogramme normalerweise an einzelne Universitäten angebunden sind und somit alle Mentees vor Ort sind, stellen die Netzwerktreffen in diesen Fällen kein organisatorisches Problem dar; bei einem slavistischen Mentoringnetzwerk verhielte sich dies durch die geographische Streuung der Teilnehmer anders. Jedoch könnte man die Jahrestagungen des Verbandes nutzen, um ein Netzwerktreffen anzuhängen; außerdem wäre zu überlegen, ob man jährlich ein bis zwei Konferenzen, die von vielen Mentees besucht werden, als zusätzliche Treffpunkte ins Auge fasst.

Prinzipiell erscheint es sinnvoll, das Mentoringprogramm für Doktoranden und PostDocs zu öffnen, da

gerade gegen Ende der Promotionsphase die Frage nach dem weiteren Berufsweg – nicht zuletzt auch aufgrund der begrenzten Anzahl an Habilitationsstellen und der noch geringeren Zahl von Professuren – besonders akut ist und ein Mentor in dieser Phase Anstöße geben kann.

Welche Angebote im Rahmenprogramm gemacht werden können, hängt natürlich von der finanziellen Ausstattung des Mentoringnetzwerks und der Bereitschaft von Verbandsmitgliedern ab, sich im Rahmen des Netzwerks zu engagieren. Unabhängig davon sollen im Folgenden einige Vorschläge gemacht werden:

Karriere und Beruf(ung)

In diesem Bereich unterscheiden sich die Bedürfnisse von Doktoranden und PostDocs stark, da letztere in der Regel eine Professur anstreben, während erstere sich ggf. noch in der Findungsphase befinden und gleichzeitig aber auch durch ihre bisherigen Weg noch nicht so stark auf ein Karriereziel festgelegt sind.

Workshop „Promotion – und nun?“

Gerade in der Endphase der Promotion ist die Frage nach dem weiteren Berufsweg besonders akut: während durch Graduiertenschulen die Anzahl der Promovenden weiter wächst, stagniert die Menge der Habilitationsstellen und Professuren. Ein Workshop mit Referenten, die unterschiedliche slavistische Karrieren innerhalb (Assistenz, Juniorprofessur, Habilitationsstipendium, Emmy-Noether-Gruppe etc.) und außerhalb der Wissenschaft (vgl. die eindrucksvolle Liste (promovierter)

Slavisten in nichtwissenschaftlichen Berufsfeldern unter https://de.wikipedia.org/wiki/Slawistik#Bekanntes_Slawisten) vorstellen, wäre für diese Menteegruppe sicherlich sehr hilfreich.

Darüber hinaus wäre es wünschenswert, wenn dieser Workshop auch eine Diskussion im Verband über das eigene Selbstverständnis anstieße, da der Verband mit der Aufnahme von Doktoranden in einigen Jahren mit der Tatsache konfrontiert sein wird, dass ein nicht unbedeutender Teil der Verbandsmitglieder nach Abschluss der Promotion allein schon aufgrund der universitären Stellensituation eine Tätigkeit im nichtwissenschaftlichen Bereich aufnehmen wird. Mittelfristig stellt sich also die Frage, wie der Verband diese Mitglieder auch nach dem Ausscheiden aus der Wissenschaft weiter integrieren kann – schon allein wegen der neuen Vernetzungsmöglichkeiten, die sich durch sie ergeben, wäre es unklug, dieser Klientel keine Beachtung zu schenken.

Die weiteren Workshops richten sich an Mentees auf der PostDoc-Stufe:

Workshop Bewerbungstraining

Einige Mentoringprogramme (u.a. Universität Regensburg) bieten ihren Mentees einen Workshop zum Bewerbungstraining an, wie er auch vom DHV für seine Mitglieder offeriert wird. Inhalte des Workshops sind die Vorbereitung der Bewerbungsunterlagen (manche Referenten bieten auch den Service, später die Unterlagen der Teilnehmer gegenzulesen), Tipps für den Aufbau des Bewerbungsvortrags, die Analyse eigener Stärken und Schwächen und daraus folgende Möglichkeiten der

Selbstpräsentation im Kommissionsgespräch, und schließlich die Simulation eines Kommissionsgesprächs. Würde man eine solchen Workshop im Rahmen eines slavistischen Mentoringnetzwerks anbieten, wäre die homogene Teilnehmergruppe ein Vorteil, da man ggf. nach einem auf die Geisteswissenschaften spezialisierten Referenten suchen könnte und die Inhalte der simulierten Kommissionsgespräche für alle Teilnehmer gleichermaßen relevant wären. Denkbar wäre es auch, diesen Workshop in Kooperation mit anderen kleinen Fächern anzubieten. Als Nebeneffekt ergäbe sich die Möglichkeit interdisziplinärer Vernetzungen unter den Teilnehmern, die später z. B. bei Drittmittelanträgen genutzt werden könnten.

Berufungskommissionen aus der Innenperspektive

Mittlerweile existiert eine ganze Reihe von Ratgebern zu Berufungsverfahren (vgl. Färber & Riedler 2011; Götz 2013 etc.) und auch die einzelnen verwaltungsrechtlichen Schritte eines Verfahrens lassen sich aus den häufig online zugänglichen Berufungsleitfäden einzelner Universitäten herauslesen. Wie sich die Arbeit der Berufungskommission konkret gestaltet, bleibt jedoch im Dunkeln, obwohl Wissen hierüber vorteilhaft für die Bewerber wäre. Deshalb wäre es erstrebenswert, wenn sich Mitglieder des Verbandes mit Erfahrung aus mehreren slavistischen Berufungskommissionen (idealerweise in Verfahren für unterschiedliche W-Stufen und in sprach- und literaturwissenschaftlichen Kommissionen) bereit erklären würden, ihre Eindrücke und Erfahrungen im Rahmen

eines Workshops, runden Tisches etc. zu teilen.

Strategien und Erfahrungen in Berufungsverhandlungen (D, AUS, CH)

Mit Einführung der W-Besoldung stehen in den Berufungsverhandlungen wesentlich mehr Punkte zur Disposition als früher, zuvorderst das Gehalt. Außerdem bewerben sich viele deutsche Slavisten auch im deutschsprachigen Ausland, wo wiederum andere Verhandlungsmodalitäten gelten. Daher wäre für das Mentoringnetzwerk eine Veranstaltung, in dem Slavistikprofessoren aller deutscher W-Stufen, sowie aus Österreich und der Schweiz über ihre Erfahrungen bei Berufungsverhandlungen berichten. Daran könnte ggf. der Vortrag eines externen Referenten zu generellen Verhandlungsstrategien bei Berufungen gekoppelt werden.

Drittmittelakquise

Eingeworbene Drittmittel spielen in Berufungsverfahren eine immer größere Rolle (vgl. Kleimann, in der Smitten & Klawitter 2015), sodass ein Überblick über die Programme der wichtigsten Drittmittelgeber, aber auch Wissen um die einzelnen Schritte des Prüfverfahrens, um die Relevanz einzelner Abschnitte des Projektantrags für die einzelnen Verfahrensschritte etc. sehr hilfreich sind. Einige Drittmittelgeber, u.a. die DFG, bieten die Möglichkeit, Referenten für Infoveranstaltungen anzufragen. Man könnte also eine Veranstaltung andenken, in denen Referenten der großen Drittmittelgeber jene Förderprogramme vorstellen, die für slavi-

stische PostDocs zur Antragstellung in Frage kommen, idealerweise ergänzt durch Erfahrungsberichte von Verbandsmitgliedern, die Mitglied in den Entscheidungsgremien von Drittmittelgebern (z. B. DFG, AvH) sind bzw. waren.

Rhetorik und Präsentationstechniken in der Lehre und bei Bewerbungen

Diese beiden *soft skills* mögen beim Leser Gähnen hervorrufen, da sie in beinahe jeder beliebigen Qualifikationsmaßnahme bemüht werden; allerdings kann man auch für sie eine herausgehobene Rolle in der Slavistik postulieren:

Während Germanisten, Anglisten oder Romanisten bei einem Berufungsvortrag davon ausgehen können, dass die Zuhörer wenigstens ein Mindestmaß an Sprachkenntnissen mitbringen, muss man bei den slavischen Sprachen in der Regel davon ausgehen, dass außer den slavistischen Fachkollegen keine weiteren Kommissionsmitglieder mit den Objektsprache(n) vertraut sind, und dies bei der Präsentation des Sprachmaterials berücksichtigen. Kann man sich während des Vortrags selbst noch mit Übersetzungen und Glossing behelfen, sieht man sich in der Diskussion vor größere Probleme gestellt, wenn weitere, im Vortrag nicht erwähnte Beispiele bei der Beantwortung einer Publikumsfrage erhellend wären, aber in diesem Augenblick nicht verschriftlicht und mit einer Übersetzung und / oder Glossing versehen verfügbar sind. Welche Strategien gibt es, um auch mit dieser Situation souverän umzugehen?

Allerdings ist die Frage nach der adäquaten Präsentation slavischer Daten nicht auf die Ausnahmesitua-

tion des Berufungsvortrags beschränkt, sondern tritt einem bei jeder nichtslavistischen Konferenz und jeder „panslavischen“ Lehrveranstaltung gegenüber, da nur die allerwenigsten Studierenden (Grund-) Kenntnisse in allen behandelten Slavinen mitbringen. Wie müssen also die Beispiele aus unterschiedlichen Sprachen präsentiert werden, um Verständlichkeit zu gewährleisten und gleichzeitig Interesse an den „unbekannten“ Sprachen zu wecken?

Insbesondere für Mentees, die erst kürzlich promoviert wurden und dementsprechend wenig Vortragsroutine und Lehrerfahrung haben, wäre ein Erfahrungsaustausch zu diesen Fragen sicher sehr nützlich.

Slavistische Vernetzungen

Natürlich stellt das Mentoringprogramm selbst ein Netzwerk dar; dennoch wäre die Thematisierung weiterer Vernetzungsmöglichkeiten auf unterschiedlichen Ebenen, die hier nicht erschöpfend aufgezählt werden können, ein Gewinn.

Auf Verbandsebene könnte man über die Einrichtung einer Datenbank nachdenken, in die auf Wunsch alle Promovenden und Habilitanden mit ihren Forschungsthemen aufgenommen werden, da insbesondere Promovenden anderweitig kaum sichtbar sind. So würde diese Datenbank einerseits die Vernetzung über die einzelnen Statusgruppen hinweg auf thematischer Ebene befördern und zudem die slavistische Forschung auf Promovenden- und Habilitandenebene auch nach außen hin besser sichtbar machen.

Ebenso sollte im Verband über die Wahl eines Ansprechpartners für den Nachwuchs nachgedacht werden,

der den Nachwuchs und seine Interessen vertritt.

Im Rahmen eines Mentoringnetzwerks für Slavisten könnte Vernetzung in eine Infoveranstaltungen zu Fördermöglichkeiten der internationalen Vernetzung in Forschung und Lehre thematisiert werden. Als mögliche Gäste wären Referenten aus dem DAAD und / oder die DAAD-Büroleiter aus verschiedenen slavischen Ländern in Betracht zu ziehen.

Ebenso könnte man im Rahmen eines Workshops überlegen, welche methodischen Vernetzungen mit anderen Wissenschaften bestehen, die ebenfalls zu slavischen Völkern oder Ländern forschen, wie beispielsweise die (süd)osteuropäische Geschichte, die Anthropologie, die Sprachtypologie, die Politikwissenschaften, Jura oder Medienwissenschaften, und welche neuen Forschungsfragen sich möglicherweise aus einer engeren interdisziplinären Verzahnung ergeben.

Ein Mentoringprogramm für die Slavistik als Perspektive – packen wir es an!

Literatur

- Färber, Christine & Ute Riedler. 2011. *Black Box Berufung: Strategien auf dem Weg zur Professur*. Frankfurt / M.: Campus.
- Götz, Thomas. 2013. *Professor für Anfänger. Tipps für (angehende) Professorinnen und Professoren*. Konstanz. (Webzugriff https://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/23719/G%C3%B6tz_237192.pdf?sequence=2)
- Kleimann Bernd, Susanne in der Smiten & Maren Klawitter. 2015. *Forschungserfahrung als Berufungskriterium – Anforderungen an zukünftige Professorinnen und Professoren*. https://www.academics.de/wissenschaft/forschungserfahrung_als_berufungskriterium_58185.html (letzter Zugriff am 05.12.2015).

Perspektiven der Slavistik

Norbert Franz (Potsdam)

Термин “перспективы” обозначает то же самое, что и термин “перспективы”, но отличается от последнего более высоким социальным рангом употребляющего его. Еще более высоким рангом обладает термин “перспективы”. На употребление его нужно особое разрешение высоких инстанций.
(Aleksandr Zinov'ev: *Zijajuššie vysoty*)

In den Jahren 1993/1994 waren es die Erfahrungen des deutschen Vereinigungsprozesses, die die deutsche Slavistik veranlasst hatten, sich etwas intensiver mit sich selbst zu beschäftigen. Der Verband der Hochschullehrer der Slavistik gründete damals eine Kommission „Slavistik 2000“, die verschiedenen Fragen nachging. Z.B.: Wie waren die Institute in den neuen Bundesländern strukturiert worden? Oder: War das Leitbild noch die Slavistik als *ein* Fach? Und: Wie sollte man es mit der damals überall geforderten Kulturwissenschaft halten? Schon damals sprach ich mich dafür aus, stärker auf die berufsqualifizierenden Aspekte des Faches zu achten (Franz 1995), später ging ich noch einmal gesondert der Frage nach, ob das Fach denn noch mehr als eine Organisationseinheit sei (Franz 2009).

Seit 1999 hat die Bologna-Reform zur Einführung der sog. europäischen Studienarchitektur geführt, die die Organisation des Faches nach meiner Auffassung erschwert hat. Außerdem ist das Fach an mehreren Hochschulorten gestrichen worden, und der Nachwuchs beschreibt seine Si-

tuation als prekär. Der Slavistenverband war also gut beraten, – wie auf dem Slavistentag in Gießen geschehen – wieder einmal laut über das Fach und seine Perspektiven nachzudenken, und er sollte es noch intensiver tun. Dazu vier Beobachtungen:

1. Wie sich schon vor 20 Jahren abzeichnete, ist die aktive Sprachbeherrschung ein ganz wichtiges Studienziel geworden, in den konkreten B.A.- und M.A.-Studiengängen ist das Problem der Sprachvermittlung aber nicht wirklich gelöst. Dazu bedarf es eines überregionalen Ansatzes.

Die strikte Einhaltung der Regel, dass ein Studium nicht länger als 5 Jahre (3+2) dauern darf, wird bei Akkreditierungen streng überwacht. Wie aber soll jemand, der keine entsprechenden Sprachkenntnisse aus dem Elternhaus oder von der Schule mitbringt, eine slavische Sprache in vier Semestern bis zu dem Niveau erlernen, dass er sich mit ihr wenigstens in den letzten beiden Semestern des B.A. wissenschaftlich auseinandersetzen kann? Zwar gibt es viele Sprachkurse in den Zielkulturen,

diese können aber Propädeutika an den Heimathochschulen nicht einfach ersetzen. Dort aber lassen Studienkommissionen ebenso wenig wie Bafög-Ämter Null-Semester oder ähnliche Lösungen, die eine zeitintensive Sprachausbildung gewährleisten, nicht zu. Darüber hinaus runzeln die Buchhalter in den Finanzabteilungen der Universitäten die Stirn über die Kosten der Lektorate und der Sprachenzentren. Verschiedene Fächer müssten gemeinsam den langen und beschwerlichen Weg zum Akkreditierungsrat antreten, um auf einer möglichst prominenten Ebene eine Lösung einzufordern. Sprachkenntnisse auf einem bestimmten Niveau einfach als Studienvoraussetzung einzufordern, bedeutet, nominell auf die sog. Null-Anfänger zu verzichten. Ein fatales Signal. Die Praxis zeigt außerdem, dass die sprachlichen Vorkenntnisse bei den Studienanfängern, die über sie verfügen, sehr heterogen sind, was für die Dynamik der Wissensvermittlung im Studium ein eigenes Problem darstellt.

2. Die Slavistik hat sich einst aus der alten Osteuropakunde als philologisches Fach emanzipiert. Heute aber sind längst nicht alle Studierenden der slavistischen Studiengänge im engeren Sinn philologisch interessiert. Viele erwarten einen Praxisbezug und/oder wollen sich ihrer kulturellen Herkunft („heritage“) vergewissern. Dem muss die Slavistik, will sie nicht überproportional viele unzufriedene Abbrecher produzieren, mit differenzierten Studienangeboten Rechnung tragen.

Etwas mehr als 53% eines Geburtsjahrgangs nehmen derzeit in Deutschland ein Studium auf, 1,7 Mio. (d.h. 63 % davon) an den Universitäten. Das Statistische Bundes-

amt hat für die Fächergruppe Slawistik, Finno-Ugristik, Baltistik im WS 2014/15 ganze 4442 Studierende ausgewiesen, das ist 0,9% aller derer, die Sprach- und Kulturwissenschaften studieren. Dass die Zahlen des Slavistenverbandes viel größer sind, sollte nicht irritieren¹ – hier geht es um den allgemeinen Trend, dass immer mehr junge Leute ein Studium aufnehmen, das für sie beruflich verwertbar sein soll und nicht vorrangig ein Bildungserlebnis. So sehr es zu begrüßen ist, wenn solche Bildungsaufsteiger nicht nur technische, sondern auch geisteswissenschaftliche Fächer studieren, so kann dies nicht ohne Folgen für die Studienprogramme bleiben: für sie müssen in praxisorientierten Studiengängen Sprachbeherrschung und eine am modernen Land ausgerichtete, evtl. landeskundlich akzentuierte Kulturwissenschaft, im Zentrum stehen. Auch soziolinguistische und andere in ihrer Relevanz für eine osteuropabezogene Berufspraxis leicht einsichtige Kompetenzen gehören dazu. Die Slavistik hat eine Reihe von entsprechenden Fragestellungen in ihrem Kompetenzspektrum, also solchen, die auch außerhalb des Faches als relevant eingestuft werden. Sie zu akzentuieren sollten die slavistischen Fachvertreter anstreben – auch damit nicht der Eindruck entsteht, die Osteuropäische Geschichte sei der einzig legitime Erbe der alten Osteuropakunde.

Die klassische Kombination von Sprach- und Literaturwissenschaft

1 Die Daten des Bundesamtes beruhen auf den Meldungen der Universitäten, die in ihrem Zensus nur die Studierenden im Hauptfach erfassen. Die aber sind – gerade in den kleinen Fächern – die Untergrenze der tatsächlichen Nachfrage.

soll mit diesem Plädoyer nicht schlechtgeredet werden, es ist aber fraglich, ob mit ihr alleine die Studienanfänger, die ein eher diffuses Interesse an Osteuropa haben, zum Studienerfolg geführt werden können. Denn auch noch auf eine weitere Gruppe wird sich die deutsche Slavistik einstellen müssen, auf diejenigen, die man in den U.S.A. einmal – bevor der Begriff bis zum Verschwinden problematisiert wurde – *heritage students* nannte. Das sind Studierende, die in ihrer Herkunft Anknüpfungspunkte verschiedenster Art an die jeweilige Zielkultur haben und sich – ebenso wie die Praktiker – weniger für philologische Methoden interessieren als für Themen von Migration, Identität, Zweisprachigkeit etc. Auch hier empfiehlt es sich für die Slavistik, diese Themen in ihrem Portefeuille zu stärken.

3. Konnte man schon in den 1990er Jahren Zweifel daran haben, ob es die Slavistik noch als ein Fach mit einer klar bestimmbar Fragestellung gibt, so ist heute die Entwicklung zur Slavistik als *umbrella* für einzelne Slavinen und deren bisweilen vergleichende Untersuchung offensichtlich, wobei niemand die ganze Slavia überblickt. Was als nächster Schritt Not tut, ist eine nachhaltige Festlegung der einzelnen Standorte auf jeweils ihre Kombinatorik von Slavinen.

Das alte Idealbild von einem Institut mit sprach- oder literaturwissenschaftlichen Fachleuten im Professorenrang, die sich in zwei oder gar drei Slavinen über die thematische Breite und historische Tiefe der Fragestellungen hin bestens auskennen und diese auch anteilig gerecht in der Lehre berücksichtigen, lässt sich angesichts des Zwangs zur Spezialisierung schon lange nicht mehr auf-

recht erhalten. Solche slavistischen Gemischtwarenläden sind auch unter dem Gesichtspunkt der Bibliotheksbestände ein Problem, denn sie können nicht Spezialliteratur zu all ihren Themen vorhalten. Faktisch ist heutzutage die Russistik plus eine oder zwei weitere Slavinen vertreten, und die zweite Slavine ist relativ häufig die Polonistik. Ein schon flüchtiger Blick in das Lehrangebot an den deutschen Slavistischen Instituten zeigt, dass die „kleinen“ Slavinen nur ganz selten, manche gar nicht vorkommen.²

Es ist deshalb an der Zeit, eine Arbeitsteilung zu vereinbaren, die bestimmte Konstellationen für einzelne Standorte für eine bestimmte Zeit festschreibt. Gegenüber der Kontinuität des Ist-Zustandes hätte sie mehrere Vorteile. Erstens kann gewährleistet werden, dass auch die kleineren Slavinen zumindest an einem Ort regelmäßig im Lehrangebot vertreten sind. Das spezialisierte Lehrangebot ist in B.A./M.A.-Zeiten besonders wichtig, denn nur wo es Studiengänge gibt, gibt es auch wissenschaftlichen Nachwuchs. Zweitens lassen sich so auch Schwerpunktgebiete in den Bibliotheken und universitäre Partnerschaften aufbauen, die ihrerseits wieder das Fach am Ort stärken. Drittens gibt es der Slavistik auch nach auf ein klareres Profil und hilft im Zweifelsfall bei der Argumentation, wenn es Hochschul- oder Fakultätsleitungen wieder einmal zu Lasten der Slavistik umbauen wollen. Dass die Ukrainistik an der Universität Greifswald ein Alleinstellungsmerkmal ist, hat bei der Bewahrung der Professur sicher geholfen.

2 Vgl. auch die Aufstellung von S. Kempgen und H. Fegert im Bulletin 21, 2015.

Die Ukrainistik könnte aber auch in anderer Hinsicht ein Beispiel dafür sein, wie ein minimalistisch ausgestattetes Fach dennoch überregionale Wirksamkeit erzielen kann. Die als *Ukrainicum* bekannten Sommerschulen ermöglichen es Interessenten, außerhalb der üblichen Vorlesungszeiträume Kompetenzen zu erwerben, die ggf. in einem anderen Studiengang als Studienleistungen anerkannt werden. In ähnlicher Weise wünschte man sich ein *Albaruthenicum*, ein *Slovenicum* oder andere regelmäßige Kompaktkurse.

4. Allein schon der Verlust vieler Professuren – zwischen 1997 und 2015 sind dem Fach 13,5 Professuren verlorengegangen, acht Standorte wurden geschlossen (Erlangen, Mannheim, Bonn, Frankfurt, Marburg, FU Berlin, Rostock, Bielefeld; vgl. kleinefaecher.de) – hat die Berufschancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs massiv verschlechtert. Das betrifft nicht nur die Habilitierten und die nicht mit *tenure*-Option ausgestatteten Juniorprofessuren in ihren Perspektiven auf eine Berufung, mit den Professuren sind auch sog. Mittelbaustellen weggefallen. Dazu macht auch noch die strukturelle Unterfinanzierung der Universitäten den Doktorandinnen und Doktoranden zu schaffen.

Bei über die Jahre in etwa gleichbleibenden Studierendenzahlen im Fach ist seit 1997 die Zahl der Strukturstellen um mindestens 15% geschrumpft. Die Folge davon ist: Wer sich für eine Promotion entscheidet, muss sich heute häufiger um eine Finanzierung kümmern, etwa in Form eines Stipendiums oder der Mitarbeit in einem Forschungsprojekt. Die übliche Praxis der Länder, die Grundversorgung der Hochschulen zu verknappen und über Zielver-

einbarungen oder andere Projektmittel Gelder zu vergeben, veranlasst die Hochschulen, die Einwerbung von Drittmitteln zu forcieren und Mitarbeiter überproportional häufig auf z. T. sehr knapp befristeten Stellen zu beschäftigen. Diese im Jahr 2015 in den Feuilletons bisweilen angesprochene Situation ist ein Strukturproblem, dem sich mit kurzfristigen Programmen nicht beikommen lässt. Es fehlen nämlich auch Post-Doc-Stellen, auf denen Promovierte sich weiterqualifizieren oder auf dem nicht-universitären Arbeitsmarkt orientieren können. Erfreulicherweise haben einige Graduiertenschulen Hilfen in Form von Bewerbungstrainings etc. im Programm. Sie sollten zum Standard gehören.

Wer dann noch die Habilitation oder die positiv evaluierte Juniorprofessur erreicht hat, steht vor dem Problem der Passfähigkeit seiner/ihrer Qualifikation mit den ausgeschriebenen Stellen. Gerade für ein kleines Fach wie die Slavistik erscheint es dringend geboten, den Faktor „Zufall“ bei der Kombination der Slavinen zu reduzieren.

Da die Studierenden und – aus ihrer Mitte hervorgehend – der wissenschaftliche Nachwuchs die eigentlichen Perspektiven der Slavistik darstellen, sollte sich das Fach als Verband stärker mit den strukturellen Rahmenbedingungen befassen.

Literatur:

Franz, Norbert (1995): „Brauchen wir eine neue Slavistik? Zehn – nicht nur polemische – Thesen“, in: *Die Welt der Slaven* 1995, S. 175–186.

Franz, Norbert (2009): „Slawen(dis)-kurs. Die deutsche Slawistik und ihr Gegenstand“, in: *Gemeinsam einsam. Die Slawische Idee nach dem*

Panslavismus, hrsg. v. Agnieszka Gasior und Stefan Troebst. – Berlin: BWV, S. 251–262. [= *Ost-europa*, 2009, Heft 12]

S. Kempgen, H. Fegert: „Die Slavistik und ihre Lektorate“, in: *Bulletin der deutschen Slavistik* 21, 2015, S. 70–72.

Statistiken:

https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/Bildung.pdf?__blob=publicationFile

https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/StudierendeHochschulenEndg2110410157004.pdf?__blob=publicationFile

<https://www.kleinaeaeher.de/entwicklung-der-professuren-und-standortzahlen-in-den-kleinen-faechern/>

Slavistische Professuren

Von Sebastian Kempgen (Bamberg)

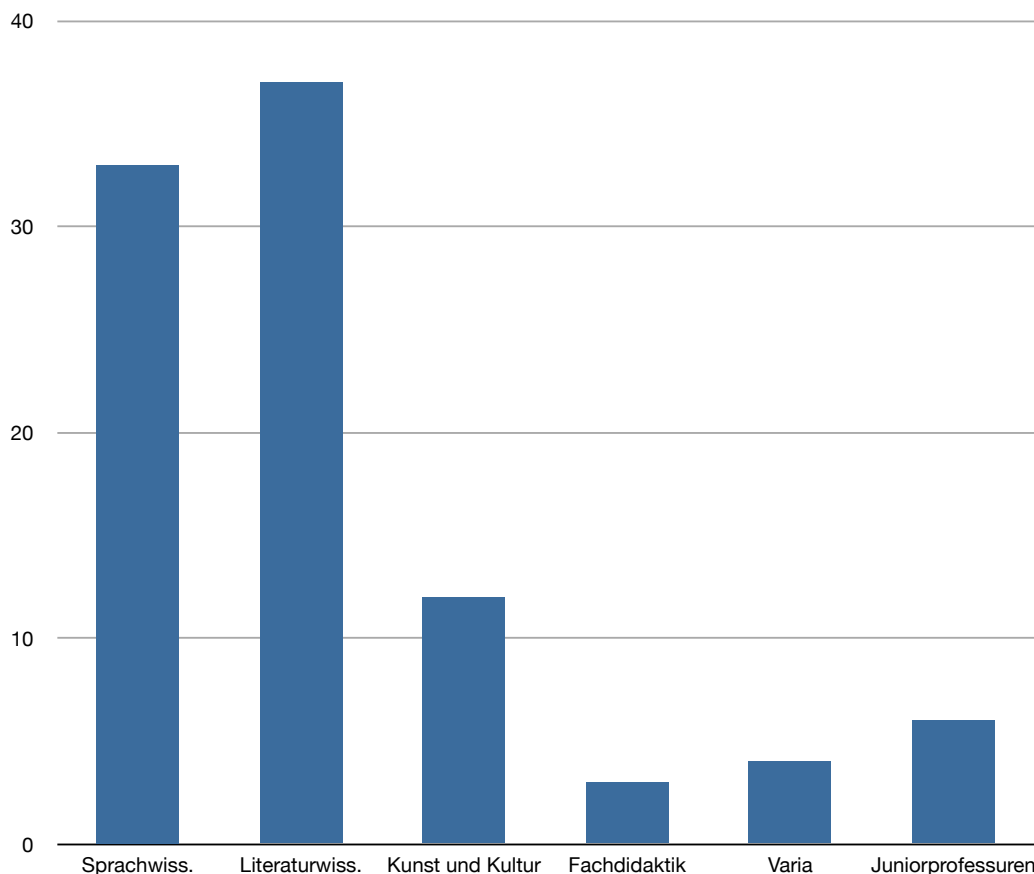
Diskussionen um vermeintlich große und kleine(re) Fächer können eine ganze Reihe von Kriterien anlegen, wie sie zu dieser Einstufung einer Disziplin kommen. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich mit dem Gedanken trägt, eine Karriere in der Wissenschaft zu versuchen, ist eine Einschätzung des Arbeitsmarktes und seiner Möglichkeiten besonders relevant. An dieser Stelle soll deshalb eine kurze Übersicht gegeben werden, wieviele Professuren (W2 und W3, d.h. Professuren und Lehrstühle zusammengefaßt) es in Deutschland gibt, wie ihre Denominatonen lauten usw.

Für die nachstehenden Angaben wurde die Rubrik „Who is Where“, zusammengestellt von Norbert Franz (Potsdam) aus dem Bulletin 2015 ausgewertet (S. 16–23). Professuren, die dort nicht erscheinen, konnten somit natürlich keine Berücksichtigung finden. Das tatsächliche Spektrum mag also an der einen oder anderen Stelle, sprich: an dem einen oder anderen Ort, sogar noch etwas größer sein, aber natürlich nur marginal.

Nach dieser Auswertung gibt es in Deutschland *Professuren für ...*

Slavische Sprachwissenschaft:	33
Slavische Literaturwissenschaft:	37
Kunst- und Kulturwissenschaft:	12
Didaktik slavischer Sprachen:	3
Varia:	4
Juniorprofessuren:	6

Die gleichen Daten werden unten als Säulendiagramm dargestellt. Unter den jeweiligen Rubriken sind die real existierenden je unterschiedlichen Denominationen zusammengefaßt und vereinheitlicht: Slavische Philologie mit Schwerpunkt ..., Schrägstriche und „insbesondere für...“. Daß die Sprachwissenschaft ein wenig schlechter vertreten ist als die Literaturwissenschaft, erklärt sich z.B. dadurch, daß an einigen Standorten nur ein Lehrstuhl vertreten ist (Passau, Erfurt) und an großen Standorten nicht alle Teilfächer ganz symmetrisch mit Sprach- und Literaturwissenschaft abgedeckt sind. In der Summe sprechen wir also von knapp einem Hundert slavistischen Professuren; genauer: 95, im philologischen Kernbereich davon 70 (Sprach- und Literaturwissenschaft).



Slavistik in Deutschland: Professuren

In der nachfolgenden Tabelle sind die Daten etwas genauer aufgeschlüsselt. Sie zeigen zunächst für die Sprach- und die Literaturwissenschaft, daß ca. 2/3 der jeweils vorhandenen Professuren eine allgemein-slavistische Denomination tragen. In dem restlichen Drittel haben die der Ostslavistik wie Westslavistik gewidmeten Stellen jeweils einen fast gleich großen Anteil, während die Südslawistik dagegen deutlich abfällt und nur eine Nische füllt. Ostslavistik bedeutet in diesem Zusammenhang bekanntermaßen stets „Russisch“ – Professuren für Ukrainistik oder gar das Weißrussische gibt es (fast) nicht (mehr).¹

Welche Ratschläge lassen sich daraus für den Nachwuchs ableiten, welche Perspektiven gibt es? „Am sichersten“ ist es also nach wie vor und auf jeden Fall, wenn man eine slavistische Kompetenz im ‘Russischen plus X’ erwirbt: dann bieten immerhin 3/4 der Professuren eine mögliche Perspektive. In Verbindung mit dem Russischen macht natürlich auch eine Kombination mit der Südslawistik Sinn, die ja – genau wie die Westslawistik – nicht nur auf den Professuren vertreten ist, die genau ihr und nur ihr gewidmet sind.

¹ Die kleine Einschränkung betrifft die gerade noch einmal – für eine Weile – gerettete Professur für Ukrainistik in Greifswald.

Slavische Sprachwissenschaft	21
Ostslav. Sprachen	5
davon Ost- und West-	2
Westslav. Sprachen	5
davon Sorabisik	1
Südslav. Sprachen (u. Kultur)	2
	$\Sigma = 33$

Slavische Litwissenschaft	26
Ostslav. Literaturen	6
davon Ost- und West-	2
davon Ost- und Süd-	1
Westslav. Sprachen	4
Südslav. Literaturen	1
	$\Sigma = 37$

Kunst und Kultur	3
Russisch & Osteuropa	2
West/Ostmitteleuropa	7
davon Polen	4
Süd/Balkan	0
	$\Sigma = 12$

Varia

Slavisch-jüdische Studien	1
Angew. Sprachwiss. mit Russisch	1
Übersetzungswiss. mit Russisch	1
Computerlinguistik und Slavistik	1
Fachdidaktik/Sprachlehrforschung	3

Juniorprofessuren

Sprachegebrauch u. Angewandte Spr.w.	1
Slaw. Sprachwiss.	1
Slav. Ling. / West / Polonistik	1
Süd- und Ostslav. Literaturwiss.	1
Westslav. Literaturwiss.	1
Transkulturelle Osteuropastudien	1

Die Vertretung der Kunstgeschichte bzw. der Kulturwissenschaft stellt sich in ihren Schwerpunkten etwas anders dar als die klassischen Bereiche Sprach- und Literaturwissenschaft: hier ist eine Tendenz zu erkennen, eher den ostmitteleuropäischen Raum, und hier insbesondere Polen, zum Gegenstand von Denominationen zu machen. Dezidierte Professuren für Russland fallen dagegen stark ab, für den Balkanraum gibt es in Deutschland keine einzige innerhalb der Slavistik.²

² Stellen könnte es hier am ehesten in den selteneren Nachbarfächern wie der Byzantinistik geben. – In Leipzig gibt es eine Stelle für die Kunstgeschichte des slavischen Raumes im Institut für Kunstgeschichte.

Wieder gilt: entsprechende kunst- oder kulturgeschichtliche Kompetenzen gibt es in Deutschland gegebenenfalls bei den Inhabern bzw. Inhaberinnen der (wenigen) allgemeiner benannten Professuren.

Um die Kernbereiche der Slavistik lagern sich einige wenige Professuren herum: die Fachdidaktik bzw. Sprachlehrforschung und Anwendungsbereiche der Slawischen Sprachwissenschaft mit je 3 Stellen, dazu als 'Exot' die Slavisch-Jüdischen Studien. Diese Stellen haben meist eine bestimmte lokale Tradition und komplettieren die entsprechenden Nachbardisziplinen. Realistische Perspektiven für Slavisten/innen bieten sie in dem Sinne kaum, daß man sich gezielt auf sie hin qualifizieren könnte und sollte.

Juniorprofessuren spielen in der Slavistik, wie man sieht, nur eine untergeordnete Rolle. Sprach- und Literaturwissenschaft sind gleichmäßig vertreten, aber bekanntlich ist die Existenz von Juniorprofessuren an den Orten, wo es sie überhaupt gibt, oft genug ein Kompromiss zwischen Fächern, Fakultäten und Rektoren, eine Übergangslösung oder zeitweilige Positionierung, die mit dem Wechsel des Inhabers bzw. der Inhaberin auch wieder neu und anders ausgerichtet werden kann – dies ist nicht zuletzt auch der Sinn von Juniorprofessuren. Karrierewege eröffnen sie – angesichts ihrer geringen Zahl – ebenfalls für Promovierte kaum in der Weise, daß man gezielt auf sie spekulieren könnte. Wer allerdings eine 'echte' slavistische Juniorprofessur innehat, dem gelingt in der Regel der Sprung auf eine 'richtige' Professur – eine Sackgasse sind sie, so gesehen, also nicht.

Die Mainzer „Arbeitsstelle Kleine Fächer“ verzeichnet auf ihrer Webseite für die Slavistik mit Stand 2014 insgesamt 79 Professuren, wobei einige wenige Unklarheiten und natürlich auch Unwägbarkeiten in Bezug auf aktuelle bzw. künftige Entwicklungen bleiben³. Nach Bundesländern geordnet, ergeben sich dabei folgende Zahlen:

Baden-Württemberg	9	Nordrhein-Westfalen	6
Bayern	10	Rheinland-Pfalz	7
Berlin	7	Saarland	1
Brandenburg	4	Sachsen	10
Hamburg	4	Sachsen-Anhalt	4
Hessen	4	Schleswig-Holstein	2
Mecklenburg-Vorpommern	3	Thüringen	4
Niedersachsen	4	Summe	79

Auffällig an dieser Länder-Verteilung ist, wie stark die Slavistik in der 'Südschiene' Bayern – Baden-Württemberg vertreten ist. Bayern allein hat so viele Professuren der Slavistik wie Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen

3 Vgl. <http://www.kleinefaecher.de/slavistik/>. Halbe Stellen, wie sie dort z.T. verzeichnet sind, gibt es eigentlich bei Professuren nicht – sie wurden hier aufgerundet. Umgekehrt wurden klar nicht-slavistische Professuren, die aber in einem Slavischen Seminar angesiedelt sind, nicht mitgezählt, z.B. die Stelle für 'Ungarische Kultur' an der HU Berlin. – Bremen fehlt übrigens tatsächlich in der Liste der Bundesländer, hat allerdings auch keine 'richtige' Slavistik.

zusammen. In den neuen Bundesländern sind (ohne Berlin) 25 Professuren vorhanden.

Sehr aufschlußreich ist es, wenn man die Zahl der Professuren bzw. Lehrstühle mit der Zahl der Promotionen und Assistentenstellen vergleicht.

Das 'Bulletin' für 2015 verzeichnet 21 slavistische Promotionen in Deutschland, 2014 gab es 17, im Jahr davor 19. Wieviele Assistentenstellen es in der deutschen Slavistik eigentlich gibt, ist derzeit nicht bekannt und müßte einmal gesondert erhoben werden⁴. Wenn wir einmal hypothetisch annehmen, daß den ca. 70 Kernprofessuren der Slavistik etwa insgesamt 40 solcher Stellen zugeordnet sind und die Inhaber/innen dieser Stellen auf ihnen nur 6 Jahre verweilen, dann haben wir im Zeitraum dieser Verweildauer etwa das Dreifache an Promotionen (6 Jahre à 20 Promotionen = 120). Wenn die Inhaber der Stellen, wie es oft vorkommt, allerdings länger verweilen (einige Jahre vor und einige Jahre nach der Promotion), z.B. 10, dann stehen 40 Stellen bereits 200 Promotionsverfahren gegenüber. Diese Größenordnungen machen klar, daß die Promotion einen markanten Scheidepunkt darstellt: für die einen – und das sind notgedrungen oder voller Absicht viele – ist sie der wissenschaftliche Abschluß des vorausgegangenen Studiums, um danach einen Berufsweg außerhalb der Universität anzutreten, nur für einen kleineren Teil kann die Promotion das Sprungbrett auf eine Assistentenstelle bedeuten (sofern sie nicht schon auf ihr erfolgte), für andere folgt womöglich zunächst oder noch eine Beschäftigung in einem der zahlreichen Projekte, die aber natürlich nur eine eingeschränkte, befristete Perspektive bieten.

Insofern zeigt sich auch an diesen Zahlen, daß zwar das Potential für neue Mitglieder im Slavistenverband erheblich ist, daß die weiteren Interessen der Mitglieder aber in Zukunft auch sehr stark divergieren können – auch dies eine neue Herausforderung für den Slavistenverband!

4 Ebenso ist übrigens nicht bekannt, ob und wenn ja wieviele akademische Ratsstellen es in der Slavistik im fachwissenschaftlichen Bereich eigentlich gibt. Vermutlich ist die Zahl dieser Stellen aber auch gering.

50 Jahre Deutscher Slavistentag

Die Herausgeber

Es fügte sich gut, daß mit allen Veränderungen, die der Deutsche Slavistenverband sowohl in seinem Namen wie mit den Möglichkeiten der Mitgliedschaft damit mit seinem Selbstverständnis betrieben hat, der 12. Deutsche Slavistentag in Gießen genau 50 Jahre nach dem allerersten deutschen Slavistentag stattfand: Heidelberg 1965, drei Jahre nach der Gründung des Verbandes, am Dienstsitz des damaligen Vorsitzenden Dmitrij Tschizewskij.

Anstelle der in unseren 'Bulletins' üblichen Textgattung, die als 'Wort in die Zeit' ausgewiesen wird, soll in dieser Sondernummer einfach das Programm des ersten deutschen Slavistentages weitgehend für sich selbst sprechen, allenfalls ein bißchen kommentiert werden.

Wie man sieht, hat die Zusammenarbeit mit dem Russischlehrerverband eine bis in die Anfänge zurückreichende Tradition. Obwohl es Frauen im Verband auch damals schon gegeben hat, kommen in Heidelberg nur Männer zu Wort bzw. es haben sich nur Männer für einen Vortrag gemeldet.

Aus heutiger Sicht bemerkenswert ist das Verhältnis der „wissenschaftlichen Sitzungen“ der Slavisten und ihrer Colloquien zu den im Programm selbst aufgeführten (insgesamt nicht einmal zehn) Vorträgen. Aufgrund der unterschiedlichen Räumlichkeiten, in denen diese Teile stattfanden, waren dies offenbar separate Teile des Programmes, d.h. daß ein Vortrag wie z.B. der von Friedrich Scholz eben nicht vor den Mitgliedern des Slavistenverbandes selbst stattfand, sondern vor den Russischlehrern und evtl. einer interessierten Öffentlichkeit. Entsprechend sind die separat im Programmteil aufgeführten Vorträge auch eher aus der Praxis der Fremdsprachendidaktik, während die Gruppe der – internen – wissenschaftlichen Vorträge ohne genaue Ankündigung von Tag und Uhrzeit rein summarisch erfolgte, vgl. die Aufstellung zu Beginn.

Das Rahmen- und Begleitprogramm ist auffallend umfangreich und abwechslungsreich. Zwei volle Tage zum Programmende und zugleich zum Wochenende hin sind ausschließlich solchen Aktivitäten gewidmet, das eigentliche Tagungsprogramm umfaßte drei volle Tage sowie die Eröffnung am Vorabend. Es darf vermutet werden, daß mit diesem Programm insbesondere auch mitreisende Gattinnen angemessen angesprochen werden sollten. Heute würde man ein solch umfangreiches Rahmenprogramm die Möglichkeit zum „Netzwerken“ nennen, das Mitte der 60er Jahre, in einer Aufbauphase der Slavistik, intensiv betrieben wurde und offenbar notwendig war, um das Fach als „Community“ fest zu etablieren. Zum damaligen Zeitpunkt gab es ja die späteren Neugründungen wie bspw. Bochum und Konstanz noch nicht – hier haben dann erst die 70er Jahre einen merklichen Schub gebracht.

ANKÜNDIGUNG
Deutscher Slavistentag
 in
 Heidelberg vom 8. – 12. Juni 1965

Referenten und Themen der Wissenschaftlichen Sitzungen:

Prof. Dr. D. Gerhardt, *Sorbische Begegnungen* / Dr. H.-J. Gerigk, *Dostoevskij und die Sprachlichkeit der Sprache* / Prof. Dr. J. Holthusen, *Puškin und Gresset* / Prof. Dr. E. Koschmieder, *Die Immanenz von Stoff und Sprache* / Prof. Dr. R. Olesch, *Slavensiedlungen in Texas* / Dr. J. Schrenk, *Zur neueren Entwicklung der slavischen Syntaxforschung* / Prof. Dr. D. Tschizewskij, *Der Platonismus in der russischen Lyrik*.

TAGUNGSFOLGE:

Dienstag, 8. Juni 1965

- 14.30 Eröffnung der Ausstellung „Polnische Plakatkunst“ (Film, Theater, Konzert, Volkskunst) Amerika-Haus Heidelberg, Sofienstraße 12.
- 16.00 Eröffnung der Ausstellung „Seltene slavische Drucke und Handschriften“, Kurpfälzisches Museum, Hauptstraße 97.
- 20.00 Feierliche Eröffnung der Tagung durch den Schirmherrn des Deutschen Slavistentages, Kultusminister von Baden-Württemberg, Herrn Prof. D. theol. Wilhelm Hahn.
 Begrüßung der Gäste durch den Rektor der Ruperto-Carola, Seine Magnifizenz Herrn Prof. Dr. Wilhelm Gallas.
 Ansprache des Vorsitzenden des Verbandes der Slavisten an den Hochschulen der Bundesrepublik und West-Berlins, Herrn Prof. Dr. Dmitrij Tschizewskij.
 Ansprache des Vorsitzenden des Bundesverbandes der Lehrkräfte der russischen Sprache an Gymnasien und Hochschulen e.V., Dr. Anatole Alitan.
 Festvortrag von Herrn Prof. Dr. Dietrich Gerhardt „Stand und Aussichten der Slavistik in der Bundesrepublik“.
 Musikalische Gestaltung durch das Collegium Musicum unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Siegfried Hermelink.

Mittwoch, 9. Juni

- 9.00 Geschäftssitzung des Verbandes der Slavisten an den Hochschulen der Bundesrepublik und West-Berlins, Slavisches Institut, Klingenteichstr. 9.
- 9.00 Mitgliederversammlung der Arbeitsgruppe für Russischlehrer und Slavisten Baden-Württembergs, Konferenzraum des Dolmetscher-Instituts, Akademiestraße 5.
- 10.30 Wissenschaftliche Sitzung der Slavisten
 Berichte, Vorträge, Diskussionen, Neue Universität (bis 12.30 Uhr).
- 15.00 Colloquium der Mitglieder des Verbandes der Slavisten an den Hochschulen, Slavisches Institut, Klingenteichstraße 9.

160 IRAL, VOL. III/2, MAY 1965

- 15.00 OStR Bruno Mannewitz, Frankfurt a.M., „Phonetik im Schulunterricht“, Haus Buhl, Hauptstraße 232/234.
 16.00 Prof. Dr. Fr. Scholz, Germersheim, „Phonologie und ihre Bedeutung für den Sprachunterricht“, Haus Buhl, Hauptstraße 232/234.
 17.00 Prof. Dr. D. Tschizewskij, Heidelberg, „Auswahl der Lektüre im Russischunterricht“, Haus Buhl, Hauptstraße 232/234.
 20.00 Öffentlicher Vortrag, OStR Dr. Erich Hock, Karlsruhe, „Deutsch-russische Begegnung im Großherzogtum Baden“, Alte Aula.

Donnerstag, 10. Juni

- 9.00 Wissenschaftliche Sitzung der Slavisten
 Berichte, Vorträge, Diskussionen, Neue Universität (bis 13.00 Uhr).
 13.30 „Polosatj rejs“ (Originalfassung), Filmtheater „Fauler Pelz“, Zwingerstraße 18.
 15.00 Führung durch die Buchausstellung.
 16.00 Colloquium über Lehrbuchfragen
 Konferenzraum des Dolmetscher-Instituts, Akademiestraße 5.
 17.00 Aus der Lehrpraxis des DI. Studenten üben Simultan- und Konsektivdolmetschen. Leitung: Akad. Rat. dipl. dolm. Heinz Matyssek, Konferenzraum, Akademiestraße 5.
 18.00 Außerordentliche Vertreterversammlung des Bundesverbandes der Lehrkräfte der russischen Sprache an Gymnasien und Hochschulen e.V., Konferenzraum, Akademiestraße 5.
 20.00 Öffentlicher Vortrag, Prof. Dr. Dr. L. Müller, Tübingen, „Die Christusbildung bei Dostoevskij“, Alte Aula.

Freitag, 11. Juni

- 9.00 Wissenschaftliche Sitzung der Slavisten
 Berichte, Vorträge, Diskussionen, Neue Universität (bis 13.00 Uhr).
 15.00 Colloquium der Mitglieder des Verbandes der Slavisten
 Slavisches Institut, Klingenteichstraße 9.
 15.00 Dr. Georg Dox, Linz, „Einige Besonderheiten der modernen russischen Sprache“, Haus Buhl, Hauptstraße 232/234.
 16.00 Priv. Doz. Dr. J. Schröpfer, Heidelberg, „Wortbildungslehre, Typologie und Strukturalismus im Sprachunterricht“, Haus Buhl, Hauptstr. 232/234.
 17.00 Prof. Dr. W. Mitter, Lüneburg, „Die Ausbildung des Lehrers in der Sowjetunion“, Haus Buhl, Hauptstraße 232/234.
 18.00 Hans Joachim Orth, Düsseldorf, „Film, Theater, das Musikleben, Volkskunst und Graphik in Polen“, Amerika-Haus, Sofienstraße 12.
 20.00 Städtische Bühnen, „Nachtasyl“ von M. Gor'kij.
 21.00 Geselliges Beisammensein mit Tanz im Haus Buhl.

Samstag, 12. Juni

- 9.00 Neckarfahrt mit gemeinsamem Lunch

Sonntag, 13. Juni

- Matinee — Städtische Bühnen
 Schauspieler spielen und lesen slavische Prosa und Lyrik.



